Vorübungen

zur

Erweckung der Aufmerksamkeit

und

des Nachdenkens.

R

Dritter Theil.

Zum Gebrauch einiger Klassen des Königl. Joachimsthalischen Gymnasium.

Mit allergnädigsten Freyheiten.

Berlin, bey Friedrich Nicolai,
Buchhändler, im Audibertschen Hause, auf der Schloßfreyheit,
1781.

Vorübungen

zur

Erweckung der Aufmerksamkeit

und

des Nachdenkens.

R

Dritter Theil.

Zum Gebrauch einiger Klassen
des Königl. Joachimsthalischen Gymnasium.

Mit allergnädigsten Freyheiten.

Berlin, bey Friedrich Nicolai,
Buchhändler, im Audibertschen Hause, auf der Schloßfreyheit,
1781.

Vorübungen

zur

Erweckung der Aufmerksamkeit

und

des Nachdenkens.

Dritter Theil.

Zum Gebrauch einiger Klassen
des Königl. Joachimsthalischen Gymnasium.

Mit allergnädigsten Freyheiten.

Berlin, bey Friedrich Nicolai,
Buchhändler, im Audibertschen Hause, auf der Schloßfreyheit,
1781.

Vorübungen

zur

Erweckung der Aufmerksamkeit

und

des Nachdenkens.

Dritter Theil.

Zum Gebrauch einiger Klassen des Königl. Joachimsthalischen Gymnasium.

Mit allergnädigsten Freyheiten.

Berlin, bey Friedrich Nicolai,
Buchhändler, im Audibertschen Hause, auf der Schloßfreyheit,
1781.

R

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Merkwürdigkeiten der Natur.

Die Erde.

Wenn die Erde eben wäre, so würde ihre ganze Oberfläche sechs Millionen fünf und vierzig tausend acht hundert und zwey und zwanzig geographische Quadratmeilen ausmachen. Aber durch die Unebenheiten der Berge, und Thäler wird die Oberfläche noch grösser.

Es fehlt noch sehr viel, daß der Mensch diesen seinen Wohnort, die Erde, gehörig kennen sollte: denn um richtige Begriffe von ihrer Entstehung, oder auch nur von ihrer ganzen Zusammensetzung zu haben; müßte man nicht bloß das Trockene, was in die Augen fällt, sondern auch den Grund des Meeres; nicht bloß die Oberfläche, sondern auch in eine sehr beträchtliche Tiefe das Innere der Erden; nicht die bewohnten Ebenen bloß, sondern auch alle Strecken der Gebürge, und von diesen Gebürgen den Kern eben so wohl, als ihr Aeusseres bis tief zur Wurzel aufgedeckt beobachtet, ja selbst den Zusammenhang der Gebürge, der im Innern der Erden

fortlaufen mag, lange und sorgsam übersehen haben. Nun aber kennt der gesittete Theil der Menschen jetzt einen sehr beträchtlichen Theil der bewohnten Erde noch gar nicht; grosse Ketten von Gebürgen sind ihm auch selbst dem Aeussern nach unbekannt; er hat noch nicht die Ufer der bekanntesten Meere, geschweige denn ihren Boden untersuchen können; und in der Untersuchung des Innern der Erden, sey es nun in Klüften und Gründen, die er in Gebürgen; oder sey es in Gruben und Brunnen, die er in der Ebne gemacht, ist er so wenig weit gekommen, daß die tiefsten Aushöhlungen der Berge ihn wenig tiefer gebracht haben, als die Oberfläche des Meeres ist. Selbst durch die tiefsten Gruben in den Ebenen ist der Mensch nicht über zweyhundert Fuß unter die Oberfläche des Meeres gekommen. Was indessen die sorgfältigsten Untersuchungen von der Beschaffenheit des Erdballs heraus gebracht haben, ist folgendes.

Die Meere sind als die tiefsten Thäler anzusehen, wohin sich das Wasser von allen Höhen gesammlet hat, und deren Grund ohne Zweifel dieselbe Beschaffenheit hat, wie die Ebenen oder die Thäler, die unsern Augen aufgedeckt liegen. Die Flächen und Ebenen bestehen alle aus solchen Erdarten und Theilen, daß man deutlich siehet, sie sind nicht ursprünglich in der Zusammensetzung da gewesen, in welcher sie sich jetzt finden. Denn theils bestehen sie aus aufgelöseten organischen Körpern, als Pflanzen und Thieren; deren Auflösung hat die Gartenerde, und fruchtbare Dammerde gegeben. Theils bestehen sie aus Auflösungen von Steinen;

nen; denn Thon, Lehm, Sand, Steingrus sind sämmtlich ursprünglich Steinarten gewesen, welche zum Theil verwittert und aufgelöset, theils nur durch Trennung des Zusammenhangs ihrer Theile verändert worden. Ja die ganze Beschaffenheit dieser Flächen zeigt, daß sie noch nicht viele Jahrhunderte in dem jetzigen Zustande gewesen. So weit man in die Erdrinde hat dringen können, also bis zu einer schon ganz beträchtlichen Tiefe, scheint sie aus kugelförmigen Schalen zusammengesetzt zu seyn, welche unter sich an Materie, Grösse, und Dicke verschieden sind. Theils bestehen sie aus jener schwarzen Erde, deren Ursprung man offenbahr in verweseten Pflanzen oder Thieren zu suchen hat; theils aus Abgängen von Felsgebürgen, als Sand, Steinen, welche durch Güsse und Wasserstürze von den Bergen herabgespühlt sind, und sich in den Thälern zwischen den verschiedenen Gebürgen und Meerufern gesenkt und gesetzt haben. Auch sind viele unleugbahre Meeres-Reste in diesen Schichten eingebettet, welche oft noch in der Tiefe von hundert Fuß, und in Gegenden gefunden werden, die sehr weit von den Plätzen der jetzigen Meere entfernt sind. Alle diese Schichten konnten nur entstehen, wenn das mit ungleichen Materien vermischte Wasser einst alles Trockene überschwemmte, und dann hier sich geschwinder verlief, dort längere Ruhe genoß. Ausser den Unebenheiten, und geringen Höhen und Hügeln, welche fast über alle Ebenen sich erheben, aber doch nicht hindern, daß ein Land, wo nur solche Anhöhen gefunden werden, den Nahmen der Ebene behalte, bleiben noch die eigentlichen Berge, und Gebürge zu betrachten übrig.

Eigentlich sollte man bloß diejenigen Bergstrecken Gebürge nennen, die so hoch sind, daß die Baum-Arten auf denselben aus ihrem gewöhnlichem Wuchse gleichsam gezwungen werden; ungewöhnlich klein bleiben; und anstatt in die Höhe zu wachsen, gleichsam über den Boden kriechen: alle andre Anhöhen, wenn sie gegen das umliegende flache Land auch noch so hoch sich erheben, würden dann bloß Berge heissen. Allein es werden auch wohl alle Reihen von Bergen, oder Bergstrecken Gebürge genannt, die man denn in drey Classen eintheilen kann. Diejenigen, die den neuesten Ursprung verrathen, und die man als die dritte Classe annehmen kann, sind zusammengeschüttete Höhen. Dazu rechnet man theils einzele Erderhöhungen, oder Hügel, deren Theile untereinander wenig Zusammenhang haben; theils kürzere und längere Bergstrecken, welche hauptsächlich aus Sand und Feldsteinen bestehen. Doch giebt es auch welche darunter, die regelmässiger sind, als vorzüglich die Kreideberge, die gewöhnlich unten ein feineres Korn haben, höher hinauf gröber, zuoberst mit Thon, Sand, und Grus bedeckt sind. Alle diese Höhen haben unstreitig dem Wasser ihren Ursprung zu danken, wie denn auch häufig versteinerte Seethiere, und Seepflanzen darinn gefunden werden. Andre zusammengeschüttete Höhen unterscheiden sich durch ihre eigne Materie, als Asche, und Lava, oder im Feuer veränderte Erd- Stein- und Erzart. Diese sind durch unterirdisches Feuer entstanden, und werden Vulkane genannt. Oft unterscheiden sie sich auch durch ihre Figur, welche Kegelförmig zugespitzt ist, und auf deren

Gipfel

Gipfel noch wohl die ofne Mündung von der Zeit des Ausbruchs her zu sehen ist. Beide Arten zusammengeschütteter Höhen zeigen also durch Figur und Materie, woraus sie bestehen, genugsam, daß ihr Zustand nicht ursprünglich derselbe gewesen; sondern daß derselbe einer Zerrüttung, oder Unordnung zuzuschreiben sey.

Die andre Classe von Bergen besteht aus zerstreueten Höhen, die uneben in die Höhe steigen, bald jähe, bald gelehnt. Sie bestehen aus horizontalen, oder nicht weit davon abweichenden Betten von verschiedner Natur, deren jedes in vielfältige Lägen getheilt ist; die Art der Materie ist überhaupt zäher, mehr zusammenhängend als die Materie der vorherbetrachteten, aber doch nicht stark und durchsetzend crystallinisch. Dabey sind diese Berge mit einer unendlichen Menge Versteinerungen angefüllt: jedoch nicht in allen Schichten, noch in denen, welche dergleichen hegen, allenthalben gleich häufig. Diese heißen Flötzberge, und man findet sie entweder einzeln in die Ebenen auslaufend, oder aufgehäufet, längst den uralten Bergrücken; je zuweilen überdecken sie selbige ganz.

Die erste Classe der Berge macht das Innerste, oder den Körper selbst aus von den ansehnlichen Bergrücken, die sich im Zusammenhang über die Erdkugel auszubreiten scheinen, und unserm Planeten Stärcke geben, wie die Knochen in den Thieren. Sie erweitern sich nach unten zu, treffen vermuthlich in der Tiefe zusammen, und machen hier einen festen Klumpen, oder wenigstens eine zusammenhängende

Schale aus, von welcher Thäler und niedrige Stellen bewohnt werden. Diese unterscheiden sich von den andern darin, daß sie ebener und ohne Absätze in die Höhe steigen, daß sie durch und durch mehrentheils aus einerley Materie bestehn, welche, ob zwar ungleich an Farbe, und Korn seyn kann, aber doch nicht in eigentlichen Lagen sich streckt, und nach allen Richtungen gleich leicht gespalten werden kann. Die Gänge oder Klumpen von verschiedener Stein- und Erzart, unterbrechen nur wenig jenes Gestein, welches eigentlich den Körper der Bergstrecken ausmacht. Nie wird man in diesen Bergen eine Spur von versteinerten Thieren, und Gewächsen antreffen. Diese Gebürge nennet man nun Uralte, indem sie glaublich wenig jünger sind als die Erdkugel, wenigstens da gewesen sind, ehe Thiere und Gewächse gefunden wurden. Sie haben auch den Nahmen Gangberge, indem in denselben eigentlich solche Anhäufungen von Erzen, oder unterscheidender Steinart angetroffen werden, die man Gänge nennet.

Um nun die Entstehung dieser bisher beschriebenen Verschiedenheiten auf unsrer Erdkugel sich nach der bekannten Beschaffenheit derselben, und nach Anleitung der Gesetze der Natur vorzustellen; so setze man folgendes voraus. 1) Daß das Wasser im Anfange den Körper unsers Planeten ausgemacht, oder wenigstens von allen Seiten bedeckt habe. 2) Daß dieses Wasser die Materien zu allen festen Körpern mehr oder weniger aufgelöset enthalten habe. 3) Daß dieses Wasser bis in seine größte Tiefe in Bewegung gewesen sey, und habe arbeiten können. Und 4) daß dieses Wasser immer mehr und mehr verringert worden, ja noch abnehme. Dieser

Dieser arbeitende Wasserklumpen, der mit allem belastet war, was die Erdrinde dereinst ausmachen solte, sollte nun ein Wohnort mannigfaltiger Geschöpfe werden. Deswegen mußte die erste Flüssigkeit sehr eingeschränkt werden. Denn, wenn die Erde so weich, und von Wasser durchzogen geblieben wäre; so würden die Bewohner den nachtheiligsten Veränderungen der Oberfläche, Wassereinbrüchen, Ueberschwemmungen unaufhörlich ausgesetzt gewesen seyn. Je nachdem grössere Massen in dem weichen Klumpen von einer Seite zur andern gerückt wären, würde auch der Schwerpunkt der Erden geschwinden Veränderungen ausgesetzt gewesen, und ihr Gang wackelnd, und unstet gewesen seyn. Festgegründete und tiefgesenkte Berge konnten also am besten der Erdkugel Festigkeit geben; und gesetzt, eine ebene Erdrinde hätte jene Sicherheit dem Wohnorte auch verschaffen können; so waren in der Haushaltung der Natur dennoch andre Vortheile nothwendig, die nur durch das Daseyn von Bergen zu verschaffen waren. Höhen nur konnten Schatten geben; Dünste zu Wasser vereinigen; und solches durch Quellen, Rinnen, und Flüsse auf der Erdoberfläche vertheilen. Höhen vergrößern die Oberfläche, so daß mehr Thiere und Menschen darauf Platz finden konnten; und Gewächse und Thiere von ganz andrer Art, als in den Flächen fortkommen, gedeihen bloß auf den Höhen.

Nun mußte die Bewegung des noch weichen Klumpens schon allein verursachen, daß um den Aequator sich eine Wölbung erhob; aber die Gährung in dem mit allen Materialien zu festen Körpern schwangeren Wasser verursachte auch noch Anhöhen.

Nun machte an diesen Theilen die Ausdünstung eine merkliche Verringerung des Wassers; dadurch wurden die im Wasser aufgelöset treibenden Theile näher aneinander gebracht; sie setzten sich allmählich, wuchsen zu einem Ganzen zusammen; und so entstand jene uralte Felsart, welche die erste Classe der Berge ausmachet. Je mehr das Wasser mit fremden Theilen überladen gewesen, desto geschwinder ließ es dieselben fallen. Die vielfältigen Risse, und Verrückungen in den Gebürgen, zeugen auch von einer geschwinden Absetzung des festen Stoffes. Und so entstand Granit, Glimmer, Quarz, welche zuerst hart wurden, und über die Oberfläche des Wassers hervorzustechen anfiengen. Aber da nun das Wasser von denen Materien entladen war, welche diese Gesteine ausmachen; so konnten später weder Berge, noch auch nur Lagen von solchen Felsen mehr entstehen. Auch haben nur in jener ersten Zeit die Grundstoffe der Metalle von dem Wasser können abgesetzt, und in Gängen und Höhlungen der Berge eingesperrt werden. Obgleich jetzt wohl noch metallische Theile von einem Ort zum andern können verrückt werden; so kann doch kein Vorrath von Erz entstehen, oder auch nur angehäuft werden, der mit jenem zu vergleichen wäre, welcher in uralten Gebürgen in Gängen gefunden wird. Da in den uralten Bergen gar keine Spur von Versteinerungen gefunden wird; so ist daraus zu schliessen, daß das Wasser, als es die Materien zu diesen Bergen fallen ließ, weder Pflanzen trug, noch Thiere nährte. Erst, da es von jenen Materien befreyt war, scheint es zur Aufnahme organisirter Geschöpfe tauglich gewesen zu

seyn.

seyn. Zu eben der Zeit also, als die aus dem Wasser erhabne, uralte Höhen anfiengen Pflanzen und Thieren zum Aufenthalt zu dienen, ward auch das Meer wahrscheinlich bevölkert. Und nun fieng die Periode des Erdballs an, von der man gewisser massen sagen kann, daß sie noch währet; da die Natur beschäftiget war, die uralte Erdrinde zu verändern, gewisse Theile zu zerstöhren, um sie anderwärts hinzurücken, und daselbst neue Anhäufungen zu machen. Das Wasser, welches nun durch die Berge selbst, als so viel Hindernisse in Wirbel, widrige Bewegung, und stärkeres Wallen versetzt war, arbeitete gegen die im Wege liegende Widerstände, rieb erst die loseren, zerbrechlichern, bey anhaltendem Anprellen auch die härtern, festern Theile ab. Diese zertrennte, oder auch aufgelösete Theile der uralten Felsen gaben Sand, Thon, und andre Baumaterialien, woraus an den Orten, wo das Wasser aufgehalten wurde, also seinen Vorrath sinken ließ, und fällete, Lagen und Schichten von Sandstein, dichtem Kalk, Thonschiefer, Alaunschiefer, Steinkohlen, und andre ähnliche entstanden. Alle diese Materien sind augenscheinlich nur aufgeschlemmt, und zeigen keine Betten, und Strecken von urarter Crystallisation. Zwischen diesen Lagen betteten sich unzählige Reste von Seethieren ein, die dann versteint wurden, und deren Schichten genugsam zeigen, daß die Materie sich sachte auf dem Meeresgrunde gesetzt habe. So entstand die andre Classe von Bergen, nehmlich die in mehr zerstreueten Höhen laufende Flötzgebürge, die weder in ihren Wurzeln so breit, noch von so ansehnlichem Inhalt sind, als die ersten; auch nicht so weit in eben der Richtung sich strecken. Man

Man findet wohl in einigen Ländern einzele Berge, die jähe, und hoch sich über die flachen Felder erheben. Aber dies ist doch nur sehr selten. Mehrentheils sind mehrere in der Nähe zusammen, welche mit ihren Wurzeln zusammengehen, und in einer weiteren Strecke gleichsam Rücken auf der Erdfläche darstellen. Ganze Ketten von solchen Bergrücken umgeben die Erdkugel, und laufen selbst in derselben Richtung unter den Meeren fort, in welcher sie das Auge bis an das Gestade verfolgen konnte. Wenn sie sich auch unter die Meeresfläche gesenkt; so steigen sie an einigen Orten doch wieder hervor, und bilden Klippen und Scheeren; oder stehen in grösseren Flächen als Inseln über dem Meere; zuletzt aber steiget der Zusammenhang ganz aus dem Wasser heraus, und die Höhen laufen aufs neue über das Trockene fort. Unter der Linie, besonders in Amerika, sind die höchsten Bergrücken des Erdballs. Gehet man nun von diesen als dem höchsten Standorte aus; so findet man, daß die Andes, und die etwas niedrigern Cordilleras, zwar in der heissen Zone verschiedene Zweige auslaufen lassen, der Hauptrücken aber doch nach Nord-Amerika sich strecke, östlich nach Californien, westlich bis nach Florida und Acadien Aerme verbreite, sich innerhalb der kalten Zone theile, zur Rechten nach Grönland, zur Linken nach Asien hin sich ziehe. Japan, die Curilische und andre Inseln, ja ganz Kamtschatka, ist die Fortsetzung dieser Bergkette. Längst der Siberischen Gränze schiessen die Gebürge zwischen den grossen Flüssen dieses Landes fort; streichen gegen Westen unter dem Nahmen Uluktag (grosser Berg); gegen Südwest, nach

dem Caspischen Meere unter dem Nahmen Kizigtag (kleiner Berg) fort, und gehen in die grosse Tartarey bis nach Turkestan. Nordwestlich formirt diese Bergkette erst Nova-Zemlia, streicht dann am Eis-Meere hin, geht jenseit des Oby längst dem weissen Meere; sodann erreicht sie bey Björneburg die Ostsee, scheidet die Russischen Provinzen, und Tavastland von Oster-Bothnien, und Kemi-Lappmark, und bekommt endlich in Norwegen den Nahmen Sewo-Gebürge. Von diesem gehet ein Zweig durch die klippigten Inseln über Nord-Schottland, durch Island nach Grönland, wo er mit den Nord-Amerikanischen Gebürgen auf einer Seite verbunden ist; auf der andern durch Terreneuve, und andre westindische Inseln, besonders die kleinen Antillen wieder an Augustins-Vorgebürge, und so an die von den Cordilleras auslaufenden Zweige anschliesset. Der Hauptstamm des Sewo-Berges läuft zwischen Schweden und Norwegen südwestlich fort; und senkt sich bey Gothenburg gegen die Wasserfläche hin, Jütland gegen über. Sieht man Jütland, und die Dänischen Inseln als hervorragende Flächen und Spitzen dieser Bergkette an, so ist sie auch hier nicht lange unterbrochen; bis sie im Lüneburgischen wieder merklich sich erhebt, und bis zum Hercynischen oder Harzgebürge an Höhe immer wächset. Dieses Harzgebürge hängt auf einer Seite durch die Thüringischen Gebürge, und die in Chursachsen sich findenden Höhen mit dem Erzgebürge zusammen. Dieses erstrecket sich theils in Böhmen hinein, theils läuft sein Hauptstamm durch die Oberlausnitz, und schliesset an die Sudetischen Gebürge an. Diese trennen Schle-

sien und Böhmen; laufen in Süden nach Oesterreich; durch die Mährischen, und Oberschlesischen Gebürge aber erreichen sie die Carpathen. Nun läuft der Bergrücken zwischen Pohlen, Schlesien, durch Ungarn, Siebenbürgen, die Moldau und Wallachey, auch das alte Macedonien bis an das schwarze Meer fort. Jenseit des schwarzen Meeres streckt er sich ununterbrochen durch klein Asien nach Armenien; führt zwischen diesem Lande, und Cilicien den Nahmen Taurus; zwischen dem schwarzen, und Caspischen Meere den Nahmen Caucasus; gegen Syrien hin heisset er Libanon. Vom Caucasus geht ein Rücken durch den obern Theil von Persien; über Indien diesseits des Ganges bis zum Vorgebürge Cormarin; ein Zweig davon sind die Maldivischen Inseln, ein anderer Zweig gehet durch Arabien nach der Meerenge Babelmandel, und neiget sich gegen die Afrikanischen Gebürge hin. Ein andrer Bergrücken gehet vom Caucasus über Tibet in die grosse Tartarey, China, Corea, die Insel Formosa, die Philippinischen Inseln, und andre, welche in grosser Zahl in der heissen Zone durch die Südsee die Kette zeichnen, die endlich nach dem festen Lande von Süd-Amerika hinführet, und an Chili anschliesset, wo die Fortsetzung der Cordilleras sich findet. Ein Zweig davon lauft an der westlichen Küste von Süd-Amerika herab, formirt die grossen Höhen vom Feuerlande, an der äussersten Spitze von Süd-Amerika; von hier zeigt sich die Fortsetzung dieser Bergkette unter dem Meere zwischen Amerika, und dem Vorgebürge der guten Hofnung in Inseln und Klippen, deren die neuesten Seefahrer noch eine grosse Menge entdeckt. Vom

Vorge-

Vorgebürge der guten Hofnung steigen die Höhen, besonders am östlichen Ufer von Afrika, wieder in ununterbrochener, wachsender Grösse gegen die Linie zu. Unter dem Nahmen der Mond-Gebürge gehen sie bis an die gebürgigten Ufer des Nils; von Aegypten aus streicht ein Zweig zwischen der Barbarey und Biledulgerid bis zum höchsten Gebürge Atlas; von diesem geht ein anderer Zweig, unter dem Nahmen des kleinen Atlas, oder Erif über Tunis nach Gibraltar. Nun laufen Ketten von Bergen theils näher den Ufern des mittelländischen Meeres, theils durch das Innere von Spanien bis zu den Pyrenäen hin. Dies Gebürge, welches Spanien von Frankreich scheidet, ist von beträchtlicher Höhe; kann aber doch nur als ein Zweig von den Alpen angesehen werden. Durch Languedoc und Dauphinee sind die Pyrenäen nehmlich mit den Alpen, diesen höchsten unter den Europäischen, und am weitesten verbreiteten Gebürgen, verbunden. Man theilet diese Alpen in verschiedene Theile. Die Penninischen Alpen sind mit den Gebürgen in Dauphinee verbunden, gehen zwischen Savoyen, und Piemont zum S. Bernhardsberge; von hier bis zum Berge Cenis heissen sie die Griechischen, Cottischen, und endlich, am Strande des mittelländischen Meeres, die Seealpen. Diese haben einen Zweig, der von der Genuesischen Küste an, unter dem Nahmen der Apenninen durch die Länge von ganz Italien sich erstreckt, und glaublich durch Sicilien, unter dem Meere weg, bis zu den Afrikanischen Bergen sich zieht. Die höchsten Alpen scheiden Mailand, und die Schweiz, und gehen bis zur Gegend des S. Gotthardberges. Ein

Zweig,

Zweig, unter dem Nahmen der Rhetischen Alpen, geht zwischen Mailand, und dem Graubünderlande. Ein andrer neben dem Venetianischen Gebiete unter dem Nahmen der Tridentinischen Alpen, bis in Tirol auf einer, nach Salzburg hin auf der andern Seite. Von den Grenzen des Venetianischen Gebietes verlängern sie sich durch Kärnthen, Steyermark, Nieder- und Ober-Oesterreich, bis zu den Mährischen Gebürgen, welche wieder an die Sudeten schliessen. Es giebt noch viele andere Zweige der höchsten Alpen, deren einige durch die Schweiz nach Schwaben, andere nach Elsaß, längst dem Rhein auslaufen, auch sich durch die Hessischen Gebürge mit dem Harz, und durch die Fränkischen Gebürge mit dem Erzgebürge wiederum vereinigen. So müßte es eine der bewundernswürdigsten Aussichten geben, wenn das Auge, oder die forschende Untersuchung diesem grossen Zusammenhange der Gebürge nachspüren könnte; und wenn, um diese Beobachtung zu erleichtern, das von den Gebürgen in die Thäler herabgespühlte Erdreich ausgeräumt, der Boden der See aber aufgedeckt wäre, und die Bergstrecken als Rippen des grossen Körpers sich frey bis zu ihren Wurzeln zeigten.

Die höchsten Gebürge sind recht wunderbare Schaugerüste der Natur. Die obersten Felsengebürge sind mit dickem Eise belegt, welches nach Unterschied der Sonnenhitze bald mehr, bald weniger schmilzet; niemals aber ganz vergehet. An manchen Orten hat das Eis die, zwischen den hohen Bergen belegene, Bergthäler so angefüllt, daß es mit den Gipfeln der Berge eine zusammenhängende Fläche macht. An den meisten

sten Orten aber schleicht dieses ewige Eis zwischen den Felsen durch, oder verbreitet sich wie ein weites Feld, oder bedecket die Seiten der Berge in verschiedenen Gestalten, wie ein Mantel. Dies Eis richtet oft viel Unheil an. Denn manchmal brechen Stücke, die von den Gipfeln der Berge über die Thäler fürchterlich herabhängen, los, stürzen in die Thäler, verschütten die Wege, oder tödten die Reisenden. Die erstaunliche Höhe einiger Gebürge ist Ursach, daß man auch in den heissesten Erdgegenden ewigen Schnee und Eis findet. So ruht es in der heissesten Gegend von Amerika, auf den ungeheuren Ketten der Berge in Peru, die man Cordilleras de los Andos nennet; auf dem Atlas in Afrika; auf dem Pico de Teneriffa; dem mächtigen Gebürge Libanon, Caucasus in Asien; auf dem Aetna, und andern in sehr milden Gegenden von Europa gelegenen Bergen.

Alle Begriffe von Macht, Grösse, und unwiderstehlicher Gewalt, die man sich bey Gelegenheit menschlicher Anstalten machen kann, verschwinden bey dem Anblick von Gebürgen ganz und gar. Man halte die vereinigte Macht, nicht nur Eines, sondern vieler Völker zugleich, gegen die grossen Wirkungen der Natur, die in Gebürgen ohne ausserordentlichen Gebrauch ihrer Kräfte gar leicht erfolgen könnten, so wird jene wie nichts erscheinen. Man stelle sich ein grosses Kriegsheer, mit allen fürchterlichen Werkzeugen der Verwüstung versehen, etwan in einem Bergthal gelagert vor, und denke wie schnell eine solche Macht, durch Einstürzen eines gegen das Thal überhangenden Gebürges völlig zernichtet werden würde; wie

so gar nichts die vereinte Macht eines solchen Heeres gegen einen solchen gar leicht möglichen Fall ausrichten könnte.

Eben so schnell könnten von den hohen Gebürgen Wasserfluthen herunter strömen, die ganze Völker von der Ebene mit allen Herrlichkeiten ihrer Werke wegspülen würden. Dazu wäre weiter nichts nöthig, als daß im Frühjahr, wenn alle Gebürge hoch mit Schnee bedeckt sind, dieser durch einen warmen Wind, oder durch den Ausbruch unterirrdischer Feuer, plötzlich in Wasser zerflösse. Hier liegt also ruhende, aber leicht in Bewegung zu setzende Macht, gegen welche die vereinigten Kräfte der Menschen gerade für nichts zu rechnen sind.

Angenehmer ist aber die Betrachtung, daß jedes hohe Gebürge ein Magazin ist, aus welchem der weise Schöpfer der Welt, durch sehr einfache, aber nie genug bewunderte Anstalten, nahen und fernen Ländern, Thieren und Pflanzen das wichtigste Bedürfniß, das Wasser, austheilet.

Die Magazine, woraus dieses Wasser strömet, sind deswegen unerschöpflich, weil sie selbst täglich aus der Luft mit neuem Vorrath angefüllt werden.

Auf den höchsten Gebürgen regnet es das ganze Jahr hindurch selten. Die Dünste fallen wegen der auf diesen Höhen herrschenden Kälte, als Schnee herunter. Daher sind die Gebürge das ganze Jahr hindurch mit einer unglaublichen Menge Schnee bedeckt. So viel die unter den Bergen tief verborgene Wärme von unten, oder die Wirkung der Sonne von oben täglich davon zerfliessen und herabrinnen macht,

macht, so viel ungefähr wird auch durch den aus der Luft herunterfallenden Schnee ersetzt. Auch fällt auf den hohen Bergen ein sehr reicher Thau, und selbst die Wolken, welche an den Bergen hangen, triefen beständig Wasser herab. Man sieht oft am Morgen den ganzen Boden naß, und von jeder Pflanze auf den Gebürgen das Wasser herabtropfen.

Hieraus wird eine der wunderbarsten Anstälten der Natur ganz begreiflich. Man sieht zugleich den Grund, und die Absicht von der erstaunlichen Höhe der Alpengebürge. Sie mußten so hoch seyn, um die obere kalte Gegend der Luft zu erreichen, damit der Schnee darauf dauern konnte. Man sieht, warum diese Berge in ihrer ursprünglichen Anlage von hartem Felsen sind; denn wären sie von Erde, oder weichem Gestein, so würden sie von den herunterströmenden Bächen allmählig abgespült werden, und endlich in niedrige Klumpen zusammensinken; und dieses müßte eine allgemeine Verwüstung der Natur verursachen, weil alsdann auch erwähnte Wassermagazine aufhören müßten.

Ungereimt heissen deswegen die Urtheile dererjenigen mit Recht, welche die hohen Gebürge für Ueberbleibsel einer durch den Zufall verursachten Verwüstung des Erdbodens halten; oder als Gegenstände beschreiben, welche die Natur verunzieren, da sie doch der lebhafteste Beweiß von der Weißheit der Einrichtung der Natur sind.

Die höchsten Gebürge haben unter einander so viel ähnliches, daß man nur eines beschreiben darf, um von allen die

Begriffe zu geben, welche diejenigen, denen der Anblick versagt ist, von so ausserordentlichen Gegenständen haben können. Wir wählen zu dieser Beschreibung den Gotthardsberg, so wie er vor wenigen Jahren einem aufmerksamen, überlegenden Reisenden im Anfang des Junius sich darstellete. Wenn man von Italien aus dem Ticino folgt; so kommt man in der zweyten Tagereise auf den Weg von Airol, der bis oben auf den Gotthardsberg sehr steil ist. Man reitet auf gut dazu abgerichteten Pferden immer so gerade in die Höhe, als ob man eine Treppe hinaufritte. Auf dem Wege der ersten Stunde trift man noch überall Holz an; schöne Lerchen- und Tannenbäume, die aber allmählig niedriger werden, und endlich sich ganz verlieren. Der übrige Theil des Berges ist alsdann kahler Felsen, hie und da, wo sie nicht zu steil sind, mit einer Decke von Gras und Kräutern überzogen.

Nach einer Stunde langt man bey dem Schnee an, und sieht vor und um sich nichts, als eine weite Wüste von tiefem Schnee, der 20 bis 50 Fuß hoch die ganze Gegend bedeckt. Der Theil des Berges, der so mit Schnee bedeckt war, ist noch immer eine Art von Thal, aber steil wie ein Dach; denn zu beyden Seiten erheben sich Berge von kahlen Felsen in die obere Luft. Durch dieses steile mit Schnee bedeckte Felsenthal stürzt der Ticino, in einem engen, tief in die Felsen ausgehöhlten Beet, sehr rauschend herunter, und läuft in so viel Krümmungen, daß man oft darüber muß. Noch im Junius ist der Strom mit allen seinen steinernen Brücken verschneit, und nur hie und da sichtbar. Man kommt einigemal darüber,

ohne

ohne es zu wissen, weil der aufgehäufte Schnee statt einer Brücke dienet. Also reitet man über Schnee weg, der in der Tiefe kein Fundament hat, worauf er ruhet. Stürzte dieses Schneegewölb ein, so würde man tief in einen Abgrund versinken, durch den ein reissender Strom herunter stürzt. Das beste dabey ist, daß der Reisende seine fürchterliche Lage selten sehen kann. Doch kommt man auch auf Stellen, wo sie nur zu deutlich in die Augen fällt; wo man den Strom tief unter sich neben dem Wege hat, und dann etwas weiter hin in ein hohes Gewölb von blossem Schnee, über den Strom geschlagen, hineinsieht. Unter diesem Gewölbe sieht man den Strom, wie aus einer dunklen Höhle, herausstürzen, und die Vorstellung, daß man nun über dieses so gebrechliche Gewölbe von Schnee herüber reiten müsse, macht in der That schwindelig.

Zu dieser Gefahr kommt noch die von den Schneelawinen, die bisweilen von der Höhe herabrollen. Es sind dieses Schneeballen, die durch eine schwache Erschütterung auf den höchsten Gipfeln können in Bewegung gesetzt werden, im Fallen sich vergrössern, und was sie antreffen, Reisende und Heerden von Vieh mit sich fortreissen; auch oft Hütten der Bergbewohner, grosse Bäume, und Felsen zertrümmern, und ganze Thäler verschütten.

Der Weg über dem gewöhnlich auf dem Felsen liegenden Schnee hat nur dadurch einige Festigkeit, daß der Schnee durch das Eintreten dichter zusammengeballt, und also zum Tragen geschickt geworden ist. Weil aber im Junius die Sonne schon ihre volle Kraft hat; so muß der Weg hie und da schon weich

seyn, und die Pferde müssen an vielen Orten tief hinein treten. Es ist merkwürdig anzusehn, wie diese Thiere, wenn sie etwas eingesunken sind, sogleich die Gefahr empfinden, und mit Vorsichtigkeit sich wieder heraus zu helfen suchen, um sich nicht durch allzulebhafte Bewegung noch tiefer in den Schnee hinein zu arbeiten. Ja man hat bemerkt, daß wenn unvorsichtige Reiter ihre Pferde über Gegenden treiben wollen, wo das Schneegewölbe nicht mehr dicke und fest genug ist, diese, wenn sie auch sonst die sanftmüthigsten waren, sich hartnäckig weigern, den gefährlichen Weg zu nehmen. Ohnerachtet aller Gewalt und Sporen, die der Ritter anwenden mag, wird das Pferd nicht eher sich zu widersetzen, und zu bäumen ablassen, bis der Reiter ermüdet durch den Widerstand sein Pferd einen andern, und sichern Weg nehmen lässet.

Wenn man zwey Stunden Weges durch den Schnee gemacht hat; so erreicht man endlich die oberste Höhe des Weges, wo man einige Häuser findet. Aber die oberste Höhe des Weges ist dennoch nur ein Thal, denn zu beyden Seiten erheben sich hohe Felsen. In dem Thale, welches sie einschliessen, liegen einige Seen. Aus einem derselben fließt der Bach, der nachher zum Ticino wird, gegen die Mittagsseite herunter; aus einem andern fliesset nach der Nordseite hin derjenige Bach, der hernach die Reuß wird.

Von diesem höchsten Theil des Weges steigt man nun wieder Nordwärts fast eben so steil herunter, als man von der

der Mittagsseite heraufgekommen, und bringt fast anderthalb Stunden zu, ehe man über den Schnee hinweg ist.

Nun kommt man in ein angenehmes fast ebenes Thal, dessen freyes und gut geartetes Volk in vier Dörfern wohnt, die in dem Thal zerstreut liegen. Das ganze Thal ist von allen Seiten solchergestalt mit hohen und steilen Bergen umgeben, daß alle Zugänge in dasselbe mit gar leichter Mühe jeder menschlichen Macht könnten verschlossen werden. Auf den Bergen, die das Thal einschliessen, liegen die Quellen von vier beträchtlichen Flüssen; auf dem Gotthard die Quellen des Ticino, und der Reuß; auf dem Furka die Quelle der Rhone; und nicht weit davon auch der Aare; und hinten auf der Oberalp die Quelle des Vorderrheins. Man geräth in Verwunderung, in einem Thale, wo man weder Acker noch Bäume sieht, schöne Dörfer, und in gutem Wohlstande lebende, gemächlich wohnende, und gut gekleidete Einwohner zu finden. In der That haben hier die Menschen von allen Nothwendigkeiten des Lebens nichts als Milch, und Fleisch von ihrem Vieh. Alles übrige, bis auf das Brennholz selbst, muß sehr mühsam auf Pferden hergehohlt werden; und doch ist alles würklich zum Ueberfluß da, und man kann in den Gasthöfen so gut speisen, als in grossen Städten andrer Länder. Die Nahrungs-Quellen dieses Volks sind die auf den Bergen zerstreuete Weiden, und im Thal selbst die Wiesen, von welchen das Winterfutter für das Vieh genommen wird. Der Käse, welcher nach dem Nahmen des Thals, der Urseler Käse genannt wird, ist von vorzüglicher Güte, und wird häufig nach Italien, auch nach

Spanien verschickt. Diese Waare, und das zum Verkauf aufgezogene Vieh bringen den Einwohnern das nöthige Geld, um sich die übrigen Bedürfnisse anzuschaffen.

Am Ende des Urseler Thales gegen Norden hin, scheint der Ausgang aus demselben unmöglich, weil überall senkrecht in die Höhe steigende Felsenberge herumstehen. Nur die Reuß hat sich einen engen Durchgang, zwischen hohen Felsen, durchgebrochen. Weil sie aber keine Ufer hat, und zwischen diesen Felsen, als durch einen Kanal läuft, so kann man da nicht heraus kommen. Daher hat hier ein Weg, mitten durch einen an die Reuß stossenden Felsen, durchgehauen werden müssen. Er ist nur achtzig Schritte lang, gerade so weit, daß zwey Pferde vor einander vorbey können, und so hoch, daß der Reiter mit dem Kopf nicht an das Felsengewölb anstößt. In der Mitte ist eine kleine Seitenöfnung gegen den Fluß, um dem Gange etwas Licht zu geben.

Ein grösserer Kontrast ist vielleicht in der Natur nicht zu sehen, als den hier die beyden Szenen machen, die man disseits und jenseits dieses nur achtzig Schritte langen Durchgangs sieht. Ehe man durchgeht, befindet man sich in einem ebenen, mit schönen Fluren angefüllten, stillen, sehr angenehmen Thal, einem Wohnsitz, der die Empfindung der sanftesten Ruhe erwecket. Ist man jenseit durch diesen Gang heraus, so hat man auf einmal eine Szene vor Augen, die nicht brausender, noch fürchterlicher erdacht werden könnte. Das tobende Geräusch eines ziemlich wasserreichen, sich in unzähligen Absätzen tief abstürzenden Flusses; eine sehr enge und fürchter-

fürchterliche tiefe Felsenkluft; hundert gespaltene, und dem Ansehen nach den Einsturz drohende Felsen; ein in den perpendikular in die Höhe gehenden Felsen eingehauener hoch über den Abgrund, wodurch der Fluß sich so wütend herunter stürzt, gleichsam in der Luft schwebender Weg; und endlich eine schmale, hoch über eben diesen Abgrund gehende Brücke.

Dieses ist die sogenannte Teufelsbrücke, über die man weg muß, um auf den gedachten, an dem Felsen eingehauenen Weg herüber zu kommen. Man wird mitten auf dieser Brücke von dem tobenden Geräusch des Wassers betäubt, von der Höhe schwindelnd, und von dem in Staub zerschmetternden, und sich in der Luft herumtreibenden Wasser ganz naß. Das Gräuliche dieser Szene ist über alle Beschreibung, und man begreift kaum, wie Menschen es haben unternehmen können, sich einen Weg hier durch zu bahnen.

Von hier aus hat man ungefähr noch fünf Stunden, fast in gerader Linie, und meistentheils ziemlich steil herunterzusteigen, ehe man auf die Ebene an dem Fuß des Berges kommt. Der Weg geht durch eine Kluft, die der Fluß mit der Länge der Zeit sich durch diese Berge ausgehöhlt hat; denn nur das Beet des Flusses trennet die gegeneinander überliegenden Berge, deren Gipfel überall viel hundert, an einigen Orten bis an tausend Fuß über das Beet des Flusses erhaben, und meistentheils sehr steil sind. Der Weg läuft an diesen Bergen ziemlich hoch über den Fluß, bald an dem linken, und bald an dem rechten Ufer desselben hin, und haben an vielen Orten die Felsen müssen weggehauen werden.

Aus diesen Umständen sollte man einen traurigen und finstern Weg vermuthen; allein er hat doch seine großen Annehmlichkeiten. Eine Menge Wasserfälle, bald rechter, bald linker Hand des Weges, die von beynahe unabsehbaren Höhen herunterstürzen, verschiedene Dörfer und einzele Hütten am Wege machen ihn doch ergötzend; denn an einigen Orten sind die Berge, zwischen welchen man heruntersteigt, weniger steil; oder haben an ihren abhangenden Seiten von Natur gebildete Terrassen, und wo dergleichen sind, da stehen auch Häuser, oder ganze Dörfer, so daß das Auge immer Abwechselung genug hat.

Der Aetna liegt im Ländchen Catanea, im Königreiche Sicilien. Die Einwohner nennen ihn Mont Gibello. An diesem erstaunlich hohen Berge vereinigen sich die größten Schönheiten, und die größten Schrecken, kurz die unähnlichsten, und entgegengesetztesten Dinge in der Natur. Hier ist ein Schlund, der ehedem Feuerströme, Rauch und Asche ausspie, nun recht anmuthig mit den schönsten Pflanzen, und Gewächsen der Erde geschmückt. Hier wachsen die wohlschmeckendsten Früchte auf einem, noch vor kurzen, schwarzen wüsten Felsen. Hier ist der Boden mit Blumen bedeckt, und man wandert über, und durch alle diese Schönheiten, ohne zu bedenken, daß die Hölle mit allen ihren Schrecken unmittelbar unter unsern Füssen ist, und vielleicht nur ein paar Lachtern tief unter uns Seen von fliessendem Feuer brausen. Grösser wird noch das Erstaunen, wenn man einen Blick auf die höheren Gegenden des Berges wirft. Hier sieht man

zwey

zwey Elemente mit einander auf immer vereinigt, und auf immer im Kriege; einen unermeßlichen Feuerschlund mitten im Schnee, den er nicht schmelzen kann; und ungeheure Schneefelder um diesen Schlund her, den sie nie löschen können.

Der Aetna wird in drey Regionen getheilt, in die fruchtbahre, die den ganzen Fuß des Gebürges etwan bis zehn oder funfzehn Englische Meilen umgiebt, und die schönste und fruchtbahrste Landschaft von der Welt bildet. Sie besteht fast ganz aus Lava, welche sich durch die Länge von Jahrhunderten oder Jahrtausenden in den fruchtbahrsten Boden verwandelt hat. Die zweyte Region ist die waldichte, in deren Mitte man schon eine ungemessene Aussicht hat. Ganz Sicilien, mit dem umfassenden Meere, und allen Inseln liegt vor des Beobachtenden Augen. Die ganze Bahn des Flusses Semetus, die Ruinen von Hybla, und viele andere alte Städte; die reichen Kornfelder, und Weingärten am unteren Theile des Gebürges, und die erstaunliche Menge schöner Berge unterhalb machen die angenehmste Szene, die man nur sehen kann. Die hohlen Schlünde dieser Berge sind beyde grösser als der des Vesuvs. Jetzt sind sie mit den schönsten Eichen bewachsen, und tief hinein mit dem besten Boden bedeckt. Diese ganze Region des Aetna, sowohl als die erste besteht aus Lava, die aber so hoch mit Erde bedeckt ist, daß man sie nur in den Beeten der Flüsse entdeckt. In manchen war die Erde von dem Wasser auf funfzig bis sechszig Fuß tief ausgewaschen.

welches einen hohen Begriff von dem erstaunlichen Alterthum der Ausbrüche dieses Berges giebt.

Hat man die finstern Wälder des obern Theils der zweyten Region zurückgelassen; so ist die Aussicht ganz anders beschaffen. Man befindet sich nehmlich in der dritten oder wüsten Region. Man sieht unermeßliche Flächen von Schnee und Eis, aus deren Mitten sich der höchste Gipfel des Aetna erhebt, welcher Ströme Dampf oder Feuer ausstösset. In eben dieser Region hat man aber auch Gelegenheit, bey Nacht, über sich die erhabensten Gegenstände der Natur zu bewundern. Ist der Himmel heiter; so erscheint sein unermeßliches Gewölbe im ehrwürdigsten Glanz, und Majestät. Man findet, daß dieser Anblick hier einen weit stärkern Eindruck auf einen macht, als unten. Man sieht nehmlich viel mehr Sterne, und jeden glänzender als gewöhnlich. Die weisse Milchstrasse sieht hier wie eine reine Flamme aus, die durch den Himmel schiesset, und das blosse Auge entdeckt eine grosse Zahl von Sternen darinnen, die auf der gewöhnlichen Erdfläche ganz unsichtbar bleiben. Man wird dies sehr natürlich finden, wenn man bedenkt, daß man auf dem Aetna schon durch zehen oder zwölftausend Fuß dicker Dünste hindurch ist, welche jeden Strahl verschlucken, oder verdunkeln, ehe er die Oberfläche der Erde erreicht.

Kommt man noch vor Sonnenaufgang auf den höchsten Gipfel des Aetna; so erblickt man das wunderbahrste, und prächtigste Schauspiel der Natur. Sobald der kommende Tag den Himmel nur ein wenig erleuchtet; so zeigt sich schon

die

die gränzenlose Aussicht. Meere und Land sehen noch finster und verworren aus, als lägen sie noch in ihrem Chaos. Aber indem die Sterne verlöschen, die Schatten verschwinden, und der Morgen anbricht; so treten die Wälder, die zuvor finstere Abgründe zu seyn schienen, nun mit ihren lebendigen Farben heraus; die Szene erweitert sich; der Horizont dehnt sich von allen Seiten aus; bis endlich die Sonne, wie der grosse Schöpfer in Osten tritt, und mit ihrem mahlenden Strahl das unbegreiflich edle Schauspiel vollendet. Zwischen dem Beobachter und der Sonne, die dann aus dem Meere zu steigen scheint, liegen unermeßliche Flächen See und Land; die Liparischen, Panarischen, Alicudischen Inseln, und Stromboli, und Volkano sieht er mit ihren rauchenden Gipfeln unter seinen Füssen; auf Sicilien schaut er als auf eine Landkarte herab, kann jeden Fluß in seiner Bahn, von seiner Quelle an bis zur Mündung, verfolgen. Kurz, die Aussicht ist auf allen Seiten vollkommen gränzenlos; kein einziger Gegenstand ist im ganzen Gesichtskreise der sie einschränken könnte; das Auge verliert sich im Unermeßlichen; und nur die Schwäche der Augen kann Schuld seyn, daß man die Küsten von Afrika, ja selbst von Griechenland, nicht entdecke: denn beyde müssen über dem Horizonte liegen.

Der hohle Becher dieses Berges hat ohngefähr viertehalb Meilen im Umkreise, senkt sich von allen Seiten gelinde hinab, und bildet ein regelmässiges Amphitheater. An verschiedenen Orten dieses Trichters steigen Wolken von Schwefeldampf auf, die, da sie schwerer als die umgebende Luft sind,

anstatt

anstatt wie Rauch darinnen fortzuschwimmen, sobald sie aus der Mündung heraus sind, an der Seite des Berges wie ein Strom herabrollen, bis sie zu dem gleich schweren Theile der Atmosphäre kommen, und dann horizontal darinnen fortziehen, wie sie der Wind treibt. Der Trichter ist innerhalb so heiß, daß es fast nicht möglich ist, hinein zu gehen; welches überdies sehr gefährlich seyn soll, da an verschiedenen Orten der Boden so dünne ist, daß Leute, die es gewagt, hineinsanken, und ihre Kühnheit mit dem Leben bezahlen mußten.

So hoch auch der Aetna ist; so ist er doch unter den Europäischen Bergen nicht einmal der erhabenste. Die höchsten Berge, die man bisher in Europa gemessen hat, sind unter den Alpen zu suchen. Eine Felsspitze am S. Gotthardsberge ist über die Oberfläche des Meeres achtzehntausend und funfzig Fuß, und der so genannte Maudit, zwölf Meilen nördlich vom Berge Cenis über funfzehntausend dreyhundert Fuß erhaben. Der Chimborasso in Süd-Amerika ist weit über eine halbe Meile, nehmlich ein und zwanzigtausend einhundert und sechs und dreissig Fuß über die Fläche des Meeres erhaben, und also der höchste in den bisher bekannten Gegenden der Erde. Ob wohl nun diese Höhe so ausserordentlich scheint, und diese grosse Bergmassen auch Inhalt genung haben, um ein Loth aus seiner Linie zu ziehen; so bedeuten sie doch gegen die Grösse der Erdkugel gar nichts. Was auf einer Kugel von zwey Fuß im Durchmesser ein Sandkorn, eines Grans dick, seyn würde, das sind diese Berge gegen die Rundung

dung der Erde. Denn ein und zwanzigtausend Fuß machen ungefähr den tausendsten Theil des Halbmessers der Erde aus.

Obschon die Gebürge der Geburtsort und die Werkstätte der Metalle mit Recht genannt werden; so trift man sie gewöhnlich doch nicht auf jenen grösten Höhen an; sondern in den so genannten Mittelbergen. Doch wird bey Schreiberau in Schlesien auf den grösten Höhen Bleiglanz im Quarzgange gebrochen, und die Silbergrube auf Krumhübel lieget noch höher an dem Gipfel der Schneekoppe, also bis an die Gränze des ewigen Schnees.

Gewöhnlich sind diese höchsten Gebürge in dem Innern, so weit man es untersucht hat, dicht und fest; und die Klüfte und Risse, die sie etwann haben, sind nur sehr selten mit anderer Steinart, oder mit Erz ausgefüllt, und eigentliche Gänge geworden. Auch findet man selten natürliche Höhlen in denselben. In den Mittelbergen, oder auch in denen, so durch unterirdisches Feuer entstanden, sind solche viel häufiger. Es finden sich solche, worin Quellen enthalten, oder stehendes Wasser ist; von diesen Quellen bilden auch einige sonderbahre Figuren durch die versteinernde Kraft, die sie haben. Andre Höhlen sind ganz trocken; andre mit einem warmen, widrigem Dampfe erfüllt.

Eine der sonderbahrsten ist im Königreich Neapolis am östlichen Ufer des Sees Agnano gelegene, in Lava gewölbte Höhle. Zu äusserst ist sie ungefähr zehen Fuß hoch, aber inwendig niedriger, und völlig vier Fuß breit. Sie ist von ältern Zeiten unter dem Nahmen Hundsgrotte (Grotta del cane) bekannt,

bekannt, weil man durch einen Versuch mit Hunden den Reisenden zu zeigen pflegte, daß aus dem Boden derselben ein tödtlicher Dunst aufsteiget, welcher des Sommers vier Fuß Höhe, aber des Winters kaum vier Zoll erreichet. Er sieht bläulich aus, vermischt sich nicht leicht mit der darüber liegenden Luft, riecht wie schäumender Champagner-Wein, löscht Feuer aus, hindert die Entzündung des Pulvers, greift die Augen an, und zieht Rauch an sich. Auch soll die Magnetnadel in diesem Dunst ungewöhnlich abweichen, der Magnet darinn kein Eisen ziehen, und keine Electricität darinn erweckt werden können. Der Dunst ist nicht für alle Thiere gleich gefährlich. Eine grosse Heuschrecke hält ihn zwey Stunden aus; eine Eidechse fünf Viertelstunden, eine Kröte eine halbe Stunde; ein Hund fällt in einigen Minuten um, und wird steif, erhohlet sich aber wieder, wenn er gleich an die freye Luft kommt; ein Hahn übergiebt sich und stirbt gleich.

Das schönste Land des Erdbodens ist dasjenige, wo Ebenen mit kleinen Bergen abwechseln. Dann da wird der menschliche Geist auf alle Art und Weise beschäftiget, und alle Gattungen von Nothwendigkeiten kann er sich dort leicht verschaffen. So ist einigermaßen Spanien und Italien. Der vielarmigte Apennin durchschneidet diese im glücklichen Klima liegende Halbinsel auf alle Weise, und macht die schönste Abwechselung von Hügeln, Thälern, und Ebenen. Auch liefert uns die Geschichte Nachrichten von der Fruchtbarkeit und Menge der Einwohner Italiens, die jetzt fast allen Glauben übersteigen. So war auch Spanien, ehe die arbeitsamen

Mauren

Mauren verjagt worden, und die Amerikanischen Colonien ihr Mutterland an Einwohnern entblößt hatten. Wenn England nicht in den dicken Seenebel eingehüllet wäre; so möchte es zu den schönsten Ländern gerechnet werden, so wie es eines der fruchtbahrsten, und durch seine tapfern, freyheitsliebenden, denkenden Einwohner eines der merkwürdigsten ist. Noch ist das Land der angenehmen, immer muntern, geistreichen Griechen nicht zu vergessen, welches ehemals so erstaunend volkreich und fruchtbar war, nun aber unter einer harten Regierung öde, und zum Theil wüste geworden.

Das Meerufer zwischen den Städten Mannfredonia und Barletta im untern Theil von Italien ist ein blosser Sandstrich, den vermuthlich das Meer, welches dort einen Busen macht, innerhalb vieler Jahrhunderte angeschüttet hat. Der Sand liegt an einigen Orten viele Klaftern hoch über einander, und es wächset nichts darauf, als Myrtenstauden, nebst solchen Kräutern, die tiefe Wurzeln haben, mit welchen sie bis zum Grundwasser reichen können.

Es wird aber diese von der Natur fast öde gelassene Gegend dennoch auf mehr als eine Weise genutzet. Sie dient doch Fischern zum Aufenthalte, welche die Myrtenstauden dazu nutzen, daß sie Bündel davon ins Meer werfen, an welchen dann die Fische, ihren Laich zu werfen, sich sammeln, und dort leichter mit Netzen umstellt, und gefangen werden. Zu ihrem Unterhalte braten sich die Fischer einen Theil ihres Fanges bey dürrem Büffelkoth. Die Büffel halten sich hier in starken Heerden auf, und liegen die längste Zeit des Tages im

Wasser, lassen es auch wohl, wenn der Wind es stärker herantreibt, über sich zusammen schlagen.

Auch sind in dieser sandigen Gegend, insonderheit nach Barletta zu, Gärten und Weingärten angelegt. Die Beeten der Gärten werden mit Myrtenstauden zugedeckt, damit sie der Wind nicht verwirre, oder den Sand gar wegführe; und die Gewächse nähren sich gröstentheils von durchgeseigtem Meerwasser: denn die Weinreben werden so tief in den Sand gepflanzet, daß die Wurzeln in das salzige Meerwasser zu stehen kommen; und der Saamen der Gartengewächse, welche man hier pflanzet, nehmlich der Kürbisse, Melonen, Citrullen, und Gurken, wird eben so tief gesteckt.

In Arabien, Aegypten, und zum Theil in Palästina ist die Luft nicht allein brennend heiß, sondern auch ungemein trocken, so daß die Leute an vielen Orten, sonderlich um Alkair in Kellern wohnen, und in jedem Hause kühlende Brunnen haben müssen. Es wäre auch nicht möglich, daß die dortigen Gegenden könnten bewohnt werden, wenn nicht die kühlen Nächte, und die vom Meere herwehende Nord- und Westwinde die Tageshitze etwas milderten. Die grosse Trockenheit der Luft ist in manchen Strichen dieser Länder Schuld, daß in dem heißen Sande nicht viel mehr als dürres Gras hervorkommt.

In Aegypten trägt die Ueberschwemmung des Nils nicht allein zur Abkühlung der heissen Luft, sondern auch zur Fruchtbarkeit des Erdbodens sehr viel bey; um so mehr, da es in diesem Lande selten regnet. Allein diese Bewässerung,

welche

welche der Nil verursachet, reicht nicht an allen Orten zu; sondern man muß das Wasser vermittelst eigener Mühlen, und anderer Wasserwerke, über die Felder ergiessen.

Persien ist auch ein heisses Land, aber die Luft ist nicht trocken, sondern feucht. Dennoch wehet in diesem Reiche, und im wüsten Arabien, zu gewissen Zeiten des Sommers ein so heißer und trocknender Wind, daß die Leute leicht erstickt werden. Einer von den neuesten Reisebeschreibern berichtet, daß sich die Einwohner des wüsten Caramaniens, oder Kirmans im Sommer in die benachbarte Wälder begeben, um der grossen Hitze zu entgehen. Er war einmal im August durch dieses Land gereiset, und doch nur des Nachts auf dem Wege gewesen. Nichts desto weniger wehete ein so heisser Wind, daß er oft genöthiget worden, sich mit seinem Pferde umzudrehen, und sein Gesicht mit einem Schnupftuche zu bedecken, um die Windstöße abzuhalten, welche wie Feuer im Gesicht brannten. Ja er war einmal gezwungen, sich vom Pferde herunter, und mit dem Gesichte auf die Erde zu werfen, um diese brennende Winddämpfe zu vermeiden; er fand aber, daß die Erde selbst noch viel heisser war. Bey Tage mußte er sich von Morgens um neun bis Nachmittags um vier Uhr ganz nackend im Karavansera aufhalten, und stille liegen, weil der Schweiß Stromweise vom Körper herunter lief; so, daß er weder lesen noch schreiben konnte, denn alles, was er fassete, ward so gleich vom Schweiß naß. Es ist bekannt, daß von den Karavanen, die nach Mecca und der Kiaabe reisen, viele Menschen und Kameele unterwegens in

der Wüsten, wegen Mangel des Wassers, und wegen der heissen Winde sterben. Dieser erstickende Wind heisset in Bassora und Arabien Samiel, bey den Griechen hieß er Prester. Man muß beständig einen Schwamm mit Wasser im Munde haben, um einigermaßen frischen Athem schöpfen zu können. Noch ereignen sich zwey sonderbahre Dinge in diesen heißen Ländern, im Sommer. Erstlich sind die Felder so verbrannt, als wenn ein würkliches Feuer sie verzehrt hätte. Zweytens steigen des Morgens, und des Abends gewisse Dämpfe aus der Erde, welche die grosse Hitze erzeuget, und welche die Oberfläche der Erde so dick bedecken, daß man nicht funfzig Schritte weit vor sich etwas sehen kann.

Sibirien ist beynahe so groß als Europa, und hat doch nicht so viel Einwohner, als eines der kleinsten Länder in diesem Welttheil. Wegen der hohen Lage, die es haben soll, und dem vielen Salz, ist es viel kälter, als es in Europa unter gleicher Breite ist. Alles Land über sechzig Grade ist zum Getraidebau unbequem, und etwas weiter gegen das Meer findet man weder Bäume, noch Waldungen, noch dicke Gebüsche, sondern alles ist mit Eis und Schnee angefüllet; hin und wieder niedrige Sträuche, und im höchsten Sommer in den Thälern etwas Futterkraut und Gras. An einigen Orten thauet die Erde niemals über einige Fuß tief auf; und in Jakuzk darf man nur in die Oefnung des Zimmers, durch welche Licht fallen soll, ein Stück Eis setzen, es mit Wasser begiessen, so gefriert das Eis feste, und das Fenster ist gemacht. Die Kälte ist an einigen Orten so groß, daß der Hauch des Men-

schen so gleich in Flocken herunter fällt. Diese Kälte wird noch durch die beständige Nacht vermehrt, welche in diesen Ländern die Hälfte des Winters über so herrscht, daß ganze Wochen kein Tag gesehen wird, als derjenige, welchen die Nordlichter machen. Doch werden diese scheußliche Gegenden bewohnt. Der ganze Jenisea ist bis an seinen Ausfluß ins Eismeer mit Zobeljägern besetzt; Leuten, welche aus Liebe zum Schwärmen und Müßiggang den Landbau für eine Sklaverey, und mühselige Arbeit ansehen, und dennoch auf eine widersprechende Weise diese Lebensart erwählt haben, die ohnstreitig eine der mühseligsten und elendesten ist. So kalt diese Gegenden im Winter sind, so warm ist es im Gegentheil dort im Sommer, so daß die Tungusen alsdenn fast ganz nackend gehen. Die südlichen Gegenden Sibiriens, gegen China und der Tatarey, sind sehr fruchtbar, und reich an Salz, Metallen, und vielen Lebensnothwendigkeiten. Strecken Landes, wo Millionen Menschen leben könnten, im schönsten Klima, warten nur auf eine kluge Anbauung. Seen, Flüsse, Bäche, welche die gröste Zierde, und was mehr ist, einen grossen Theil des Reichthums eines Landes ausmachen, finden sich da in Menge. Wie unbegreiflich scheinet es, daß in den Samojedischen Eisthälern Menschen bey Fischthran, Rennthierblut, oft Fischgrätmehl, und Baumrindenbrod sich kümmerlich durchbringen, und jenes dem gleichen Herrn gehörige schöne Land leer stehen lassen. Weil das Land voller Waldungen ist, so ist es auch voller Thiere, und Sibirien ist das Vaterland des kostbaren Pelzwerkes; aber man hat den Thieren mit solcher

Hitze nachgestellet, daß jetzo schon ein merklicher Mangel gespüret wird, und der Tribut, welchen an Zobeln, und andern Fellen, die Einwohner sonst erlegen mußten, in andern Sachen schon muß angenommen werden. Die Nahrung der Einwohner, ihre Sitten und Lebensart sind so verschieden, als die Nationen, mit welchen Sibirien bevölkert ist. Der Russe ist meistens in seinem Vaterlande untauglich gewesen, ehe er nach Sibiren kam, und da wird er in Gesellschaft seines Gleichen nicht gebessert. Die Tataren leben von ihrem Vieh, und Räubereyen. Die Juräken und Samojeden führen an den Küsten des Eismeers ein trauriges Leben, nähren sich von Fischen und der Jagd, und kennen keine Obrigkeit. Der Ostiacke, der mit seinen Hunden jagt, und dieselbe auch zu seinem Fuhrwerke braucht, lebt ganz von der Jagd. Die Berebinzen nähren sich von den Fischen am Irtisch. Die Tungusen sind die klügsten unter den Sibiriern, einige essen Pferdefleisch, andere Hunde, eine dritte Gattung Rennthiere, alle kleiden sich in Felle von ihrem Lieblingsthier; sonst sind es starke Leute, dabey munter, lebhaft, friedfertig, aber sehr für den Ruhm ihrer Nation eingenommen. Noch sind die Jakuten nicht zu vergessen, welche Wurzeln, Knoblauch, und Zwiebeln, Pferde- und Kuhfleisch, und Mäuse und Murmelthiere essen; ihre getrockneten Sachen in Mörsern von gefrornem Kuhkoth stoßen; und zum Opfer den Klötzern, ihren Götzen, das Maul mit Blut beschmieren. Die Tschuckschi lassen zum Schmuck aus jedem Backen einen Wallroßzahn hervorgehen, und treiben wild, und ohne Oberhaupt in der nordöstlichen Spitze von Asien sich herum.

Das

Das Wasser.

Wasser kann man als ein Salz ansehen, welches zum Schmelzen schon durch eine Wärme von zwey und siebenzig Grad über 0 des Thermometers gebracht wird. So bald diese Wärme fehlt; setzen sich die Theile des Wassers fest, und schießen in Krystallen an: in diesem Zustande heisset es Eis.

Schon das Eis, aber noch mehr das Wasser, dünstet beständig aus, und leidet deswegen unaufhörlich Veränderungen. Die jährliche Ausdünstung von jedem Quadratfuß Wasser beträgt drey Cubicfuß, und von jeder Meile dreytausend achthundert acht und achtzig Millionen Cubicfuß. Wenn die halbe Erdoberfläche mit Wasser bedeckt wäre; so würden davon siebentausend achthundert fünf und sechzig Billionen und sieben und siebenzigtausend neunhundert und acht und sechzig Millionen Cubicfuß, oder ungefähr ein hundert acht und sechzig und eine halbe Cubicmeile in die Luft aufsteigen.

Wenn alle diese Wassertheile verlohren wären, und nicht wieder zu der Wassermasse zurückkehrten; so würde bald aus Mangel des Flüßigen alles auf der Erde vertrocknen. Aber die in Dunst aufgestiegene Wassertheile fallen theils in Thau, Regen und Schnee wieder herab, theils sammeln sie sich in Quellen, die den auf der Oberfläche verbreiteten Wasservorrath sichtbar ersetzen.

Der Quellen Ursachen sind zum Theil Regen und Schnee. Dieses Wasser, welches aus der Luft auf die Höhen herabfällt,

dringet durch die losere Erdrinde, und wenn es festeren Boden findet, so rinnet es nach dem Abhange desselben fort, bis es in Spalten oder Höhlen sich sammelt, und aus diesem Sammelplatze, wenn er angefüllt war, über die Oberfläche herausbricht. Solche Quellen können an sehr kleinen Erhöhungen entstehen: ja es gehört nicht einmahl eine Höhle dazu, worinn das Wasser sich samlen dürfe; durch seinen natürlichen Druck läuft es oft über eine Lage von Letten weg, bis es an einem niedrigen Orte einen Ausgang findet. Mehr und stärkere Quellen entstehen aus Dünsten, die theils vom Winde gegen Berge und Höhen getrieben, theils durch derselben anziehende Kraft gezogen werden. Diese Dünste rinnen zu Wassertropfen zusammen, wenn sie gegen feste und kalte Klippen gedrängt werden, und diese gesammelte Tropfen rinnen zusammenhängend herab. Da nun die Gebürge fast nie ohne Dünste sind; so kann man daraus die Menge von Quellen, die sie herabschicken, begreifen. Auch trägt die Gemeinschaft der unterirdischen Höhlen mit dem Meere, oder Seen zur Entstehung der Quellen vieles bey. Von diesen Wassersamlungen steigt der Dunst durch Ritzen und Oefnungen der Felsen. Er samlet sich in Gewölben in Tropfen, rinnt an den Wänden herab, und fliesset oft weit entfernt davon gegen die Oberfläche hervor.

Es entstehen auch wohl an niedrig liegenden, und besonders nicht weit vom Wasser gelegenen Orten Quellen daher, weil vom Meere, oder grossen Wasserhältern das Wasser sich

durch

durch Sand, lockeren Boden, oder durch dergleichen Steine durchseigte, und auf seinem Wege das Salz zurückließ.

An vielen Orten sieht man Quellen, welche in ziemlich starken Strahlen hoch über die Oberfläche hervorspringen. Zwey Tagereisen vom Berge Hecla sind acht Springquellen, wovon eine achtzehn bis vier und zwanzig Fuß hoch steigt, und sechs bis acht Fuß im Durchmesser hat. Bey Reikum, einer andern Gegend der Insel Island, sprützte im Jahre 1770 das Wasser sechzig bis siebenzig Fuß hoch aus der Erde. Bey Haukadal auf gedachter Insel sind in einem Umfange von einer halben Meile vierzig bis funfzig kochende Quellen, die verschieden gefärbtes Wasser über die Erdfläche hervorsprützen. Aus dem versteinerndem Safte, den diese Wasser mit sich führen, haben sich Röhren gebildet, durch welche nun die Quellen sich empordrängen. Eine dieser Röhren ist neunzehn Fuß im Durchmesser stark. Diese Isländische Springquellen werden, nach ungezweifelten Bemerkungen, alle durch unterirrdisches Feuer emporgetrieben.

Die Flüsse entstehen aus einem Zusammenfluß der Bäche. Der Ursprung dieser Bäche ist gewöhnlich in die Tiefen der Berge verborgen, wo grosse Wassersamler sind, aus denen das Wasser ohne Aufhören sich ergiesset, und zu Bächen sich sammelt. Diese fliessen immer zwischen den Bergen, und zwar an dem Fuß der steilern weg, und laufen mehrentheils ostwärts, und westwärts gegen die Fläche hin. Starke und anhaltende Regen, Ueberfluß in den Quellen, und ein starker Schneefluß, der durch laue Winde an den sonst niemals schmelzenden Eisdecken

der hohen Berge erzeugt wird, schwellen oft die Flüsse so auf, daß sie die Ufer einreissen, ganze Waldungen aus den Wurzeln heben, Ebenen mit Dörfern, und fruchtbare Aecker und Wiesen in Seen, oder, wenn sie Sand mit sich führten, in Sandwüsten verwandeln. Die Flüsse gehen in vielen Krümmungen fort; einige, wie die Rhone und der Guadiana, verlieren sich eine Zeitlang ganz unter die Erde. Die Geschwindigkeit, mit welcher die Flüsse fliessen, ist ungleich; ein Bergstrom läuft so schnell, daß das Auge seiner Bewegung kaum folgen kann. Im ebenen Lande kriechen sie gleichsam, so daß man ihre Bewegung kaum bemerkt. Alle aber sind im Anfange schneller, als am Ausflusse. Ein starker Wind kann einen Strom ganz aufhalten, und wenn Nebenflüsse aufschwellen, so kann ihr schneller Einsturz eine Zeitlang das Wasser in dem Hauptfluß stille stehn machen, welches der Rhone einigemal begegnet ist. Bey dem Ausfluß in das Meer gehen die meisten Flüsse in Krümmungen. Einige nehmen auch wohl nach einer andern Gegend hin ihren Ausfluß, weil die See durch die mitgebrachten erdichten Theile des Flusses die Mündung verstopfet.

Der größte uns bekannte Fluß ist der Maranon. Sechzig grosse Ströhme fallen in denselben. Sein Lauf erstreckt sich fünfhundert Meilen weit, er hat an einigen Orten fast unergründliche Tiefe; und doch stürzt er beym Fort Pauxis unglaublich schnell von dem höheren Lande herunter. An einigen Orten ist er über eine deutsche Meile breit. Er entspringt auf den höchsten Bergen, den Cordilleras, die ihn mit zwey mächtigen Armen zu beyden Seiten auf eine grosse Weite einfassen;

fassen; wo diese aufhören, fangen zu beyden Seiten Ebenen an, die das Auge nicht zu übersehen vermag. So entspringt der gröste Fluß auf den höchsten Bergen, und durchläuft auch die grösten Ebenen des Erdbodens.

Die Wolga soll bey ihrem Ausflusse in einer Stunde über tausend Millionen Cubicfuß Wasser geben; der Po an vierhundert ein und zwanzig Millionen; die Seine an funfzehn Millionen und neunmahl hundert tausend; und die Themse dreyssig Millionen und zwey und sechzigtausend. Die Wolga, Jaik, Emba und andere Flüsse liefern zum wenigsten jeden Tag dem Caspischen Meere vier und sechzigtausend achthundert Millionen Cubicfuß Wasser, und also im Jahr drey und zwanzig Billionen und sechsmahl hundert und zwey und funfzigtausend. Dies Wasser kommt allein aus den Flüssen in das Caspische Meer; wie viel der Regen, Schnee und Dunst herabliefern, wird nicht mit berechnet. Wenn man nach der bekannten Oberfläche des Caspischen Meeres, und nach dem Erfahrungssatze, daß von einem so starkem Wasser die höchste jährliche Ausdünstung zu dreyssig Zoll hoch gerechnet werden könne, den Abgang des Wassers in diesem Meere berechnet; so können doch nur auf das Jahr vierzehn Billionen ein hundert ein und neunzigtausend zweyhundert Millionen Cubicfuß angenommen werden, die durch die Ausdünstung abgehen. Also bliebe schon von dem Wasser, welches die Flüsse hineinführen, so viel übrig, wodurch das Meer anschwellen müßte. Da dies nun aber nicht wahrgenommen wird; so mag wohl ein unterirdischer Ablauf unter diesem Meere sich finden.

Der

Der Zirknizer-See im Herzogthum Krain verliehrt zu gewissen Zeiten alles Wasser, so daß der Boden gänzlich trocken wird. Er ist zwey Drittheile Meilen lang, ein Drittheil breit, und ungefähr funfzehn Fuß tief, mehr oder weniger nach der Ungleichheit des Bodens. Er nimmt acht Bäche auf. Um Jacobi, auch zuweilen nicht ehe, als im August, fängt seine Oberfläche an zu sinken, und in fünf und zwanzig Tagen wird der ganze See leer, wenn nicht vieler Regen einfällt. Drey Wochen nachher pflegt das auf dem Boden gewachsene Gras gemähet zu werden, welches gutes Heu giebt. Dann wird er an gewissen Stellen mit Hirse besäet, welche gemeiniglich zur Reife kommt, und eingebracht wird, ehe das Wasser wieder kommt. Solches steigt denselben Weg herauf, durch welchen es ausgeflossen ist, nämlich durch Löcher und Steingänge im Boden, doch wird er geschwinder angefüllet, und mehrentheils in vier nnd zwanzig, ja zuweilen in achtzehn Stunden. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß das Wasser denn mit solcher Heftigkeit zurückkommt, daß es zuweilen hoch springt, und Fische mitbringt: aber solches geschiehet nur durch gewisse Oefnungen, denn ein Theil derselben giebt lauter Fische, und ein anderer lauter Wasser. Am südwestlichen Strande sind zwey grosse Höhlen, einen Faden hoch und breit, ihr oberes Gewölbe geht etwas übers Wasser, aus diesen brauset das Wasser mit Heftigkeit heraus, wenn es stark donnert; und wenn solches zur Herbstzeit geschiehet, kommen zugleich schwarze Vögel hervor, die sehr kleine Federn und kein Gesicht haben, aber nach einigen Wochen bekommen sie den Gebrauch

brauch der Augen, und sind auch im Stande, sich mit Fliegen zu retten.

Dies ist das gewöhnliche Verhalten dieses Sees, doch geschehen auch zuweilen dergleichen Veränderungen zwey oder dreymal im Jahre, bisweilen auch in einigen Jahren überall nicht: aber nie ist er ein ganzes Jahr trocken.

Dies seltsame und von vielen bezeugte Verhalten dieses Sees kann von den höhern Wassersamlungen in den grossen Bergen, welche den See umgeben, hergeleitet werden.

Nicht weit von Viterbo ist ein kleiner Teich, aus dem beständig dicker Rauch aufsteigt. Das Wasser ist siedend heiß; aber nichts desto weniger wachsen auf dem Grunde Pflanzen, und wo die Hitze etwas schwächer ist, halten sich kleine Schnekken auf, auch selbst Mückenlarven.

Der Flecken Plurs in der Schweitz ward im Jahr 1618 den 25. August mit zweytausend Menschen durch einen Berg, der vom Gebürge sich trennte, und senkte, bedeckt und vernichtet. Da durch diesen Sturz der Fluß Mairas verstopft wurde, so entstand ein See, der den grossen Raum erfüllt, welchen der Flecken und das Thal einnahm.

Das Meerwasser, wenn es in das Land einreisset, und zugleich die Flüsse in ihrem Ablauf anfüllt, richtet die schrecklichsten Verwüstungen an. Im Jahr 1446 wurden um Dordrecht, in Friesland, und Seeland Dörfer und Schlösser mit ihren Thürmen unter Wasser gesetzt; es entstanden Seen und Meerbusen, wo vorher bewohntes Land war; und über hunderttausend Menschen verlohren dadurch ihr Leben.

Man findet in Frankreich, in Teutschland, in Sibirien in der Erde vielfältig versteinte Knochengerippe von Elephanten, und Nashörnern. An den meisten ist nur Horn, Zahn, und Knochen der Verwesung entgangen; aber einige sind doch so eingebettet, und von der Luft so ausgeschlossen gewesen, daß Haut und Sehnen dieser Thiere unzerstört geblieben, und in Stein übergegangen sind. Wie diese Thiere an so entfernte Oerter hingekommen, wo sie sich nicht erhalten, und ausdauren konnten, das kann zwar nicht mit Gewisheit gesagt werden, aber muthmaßlich wird es doch einer Ueberschwemmung, und Sündfluth müssen zugeschrieben werden. Wenn sie in ihrem eigentlichen Zustande durch ihre Schwere ungeschickt zu solchen Seereisen gewesen, so weiß man doch, daß in organischen Körpern Gährung, und Fäulniß eine solche Veränderung hervorbringen, daß auch diejenigen, die sonst specifisch schwerer, als Wasser sind, oben fliessen, und dem Strome des Wassers folgen.

Moräste werden oft ohne Zuthun der Menschen in trocknes Land verwandelt. Da sie aus sehr erweichter Staub- und Gartenerde bestehen; so dienen sie einer Menge von Gewächsen zum bequemen Aufenthalt, und zum Wachsthum. Die Wurzeln dieser Gewächse verbinden sich zu einem zusammenhangenden Plan, welcher anfänglich unter dem Fußtritt noch nachgiebt, und schwankt. Bald nimmt das Torfmoos überhand, und wächset Schichtweise aus den Bülten hervor, und macht die Gegend endlich so trocken, daß Heidekraut und einige Sträucher dort wachsen können. Solchergestalt werden Moräste

räste in Moore verwandelt, die denn, wenn sie einen gewissen Grad der Fäulniß und dann der Trocknung erreicht haben, Torf liefern. Diese neue Füllung ist oft ein auch zween Faden tief, und zuweilen mit Wurzeln, Holz, und Seeschnecken versetzt.

In der offenen See giebt es Ströme, da das Wasser viele Meilen breit, nach einer gewissen Gegend, mit unwiderstehbarer Gewalt, hinfliesset; das Wasser an den Seiten aber gleich Ufern still zu stehen scheinet. In solchen Strömen werden die Schiffe von ihrer Bahn, zuweilen bey hundert Meilen, abgeführt. Einige dieser Ströme sind so heftig, daß man mit dem Strom in zwey Tagen einen Weg zurück legt, den man wider den Strom in sechs bis sieben Wochen, und ohne Hülfe günstiger Stürme kaum machen kann, wie zwischen dem grünen Vorgebürge und Fernando Po; und daß ein Ankerthau vier und zwanzig Daumen dick, wie in den Lazarischeeren, der Gewalt des Stroms nicht entgegen halten, sondern endlich gar zerreissen soll. Es giebt Ströme, welche das ganze Jahr durch gleich sind; andere fließen nur zu gewissen Jahreszeiten; und andere entstehen ohne gewisse Ordnung, ändern auch wohl ihren Lauf. Beständig soll das Meer, besonders zwischen den Wendekreisen, von Osten nach Westen fliessen. Die kleinern Ströme haben in der Lage und Nähe der Küsten, der Art der Winde, der Veränderung der Sandbänke, der Unebenheit, Klippen, Bergen, Thälern des Meergrundes, der Ebbe und Fluth ihren Grund.

Der bekannte Mal- oder Moskestrom liegt unter dem 68. Grad Breite an der Norwegischen Küste. Um die Umstände davon auseinander zu setzen, muß man die Belegenheit kennen. Sechs Insuln, welche zusammen Lofodden genannt werden, liegen in einer Strecke in Süd-Süd-Ost. Ein Seestrom gehet gegen Norden, quer gegen die Ebbe und Fluth. Wenn er ihnen am meisten entgegen gesetzt ist; so entstehet ein Wirbel, der einem umgekehrten hinabwärts gehenden hohlen Kegel gleich ist, dessen Axe über zwey Faden beträgt; es wird aber darin nichts zermalmet, sondern es giebt hier vielmehr die besten Fische, und wenn ein Stück Holz hineingeworfen wird, so wird er nach und nach zur Ruhe gebracht. Am ruhigsten ist das Wasser bey voller Fluth, und bey ganz gefallener See, da man auch in der Meerenge selbst fischet, wenn der Wind nicht zu stark ist. Der Wassersturz macht hiebey die größte Gefahr aus, welcher auch die Schiffer hindert, daß sie sich ihm gegen Osten auf eine Schwedische Meile, und gegen Westen auf fünf oder sechs Meilen nicht nähern dürfen. Es sind auch in selbiger Meerenge viele blinde Klippen, und zwischen denselben ein weisser Sandgrund, höchstens zwanzig Faden tief. Der Strom gehet nicht recht grade fort, wie in andern Meerengen, sondern beuget sich erst am äussersten Ende, und so nach und nach bis er eine Fahrt erhält, die der ersten ganz entgegen gesetzt ist. Wenn das Meer in der halben Fluth stehet, und das Wasser nach Norden gehet, so hat er seinen Lauf nach Süden. Je mehr denn die Fluth anwächset, desto mehr beuget sich zuerst der südliche Theil desselben, und so nach

und nach das übrige gegen Südwesten, Westen, Nordwesten, und endlich gegen Norden. Aber wenn das Meer halb gefallen ist, stehet er ein wenig stille, und wendet sich nachher gegen Nordwesten, Westen, Südwesten, und zuletzt gegen Süden. Auf diese Weise gehet er unaufhörlich dieselbe ganze Hälfte des Compasses, innerhalb zwölf Stunden durch. Ebbe und Fluth sind die Ursachen dieser Veränderungen.

Unter den Federinsuln südlich von Südero ist ein Meerstrudel, der um den so genannten Stumbö-Mönch wirbelt. Man sagt, daß er die Schiffe, welche ihm nahe kommen, in den Grund ziehet, wenn es auch noch so stille ist. Der äusserste Umkreis ist achtzig bis neunzig Faden tief, in selbigem gehet das Wasser ohne Brausen; aber weiter hinein ist er nur fünf und zwanzig, bis fünf und dreyssig Faden, da fängt die See an zu arbeiten, und sich zu heben. Zu innerst ist die Tiefe nur acht bis zwölf Faden, und macht vier Schneckengänge in die Runde. Der Grund bestehet aus kleinen Klippen, deren Gipfel sich der Wasserfläche auf acht Faden nähern. Wenn ein Both auf diesen Grund kommt, soll es sich so stark in der Runde herumdrehen, daß der, welcher daran nicht gewohnt ist, sich niederlegen muß, um nicht schwindeligt zu werden; zugleich wird aber das Both auch in einem grossen Kreise herum, nach dem Schneckengange des Grundes geführt. Dies und mehreres, welches genauerer Untersuchung bedarf, entstehet ohne Zweifel von der Lage der Klippen, der Tiefe des Grundes, Ebbe und Fluth, und andern Umständen, die nicht anders, als an Ort und Stelle erforscht werden können.

Das Feuer.

Verschiedene der auf ihren Gipfeln mit Schnee bedeckten Berge brennen innerhalb, und speyen bisweilen Feuer, und brennende Materien aus. Dergleichen Feuerspeyende Berge finden sich noch in allen Welttheilen, und aus unleugbahren Spuren sieht man, daß unzählige derselben auch in solchen Gegenden der Welt ehemals gebrannt haben, wo man jezt keine andre Spur von unterirdischem Feuer mehr sieht.

Unter den Feuerspeyenden Bergen in Europa sind vornehmlich der vorher beschriebene Aetna, und der Vesuv berühmt. Lezterer liegt im Königreiche Neapolis, und wird von den Einwohnern Monte di Somma genennet. Dieser wüthende Berg hat nicht allein vor Alters den Untergang der Städte Herculanum, Pompeji, Nuceria, und Nola verursachet, sondern auch vielen andern umliegenden Städten oft grossen Schaden zugefüget. Die umliegende Gegend, die bisher von seinen Feuergüssen noch verschonet worden, ist sehr fruchtbar, und anmuthig. Auf der einen Seite aber siehet man die schrecklichste Wüste; einen grossen Strich Land mit Aschen, Stücken von Bimsstein, verbrannten Steinen, und gewaltigen Felsentrümmern überall bedeckt. Bald nachher erblickt man die nunmehr hart gewordene Ströme von Minern, Steinen, und Schwefel, welche vor Zeiten ausgespien sind, und die man Lava nennet. Je näher man gegen den Berg kommt, desto mehr wird der Erdboden trocken, verbrannt, und voller Ritzen. Endlich gelanget man an die Oeffnung, wo-

durch

durch vormals das Feuer ausgebrochen, die nunmehr aber, da sich das Feuer eine neue Oeffnung gemacht hat, mit einer dicken Rinde, von zusammengeschmolzenen Materien bedeckt ist. Diese alte Oeffnung hat eine italiänische Meile im Durchschnitte. Von dem gewaltsamen Feuerausbruche, der im Jahr 1707 geschehen, ist ein neuer Berg entstanden, aus dessen Schlunde nunmehr mit grosser Gewalt ein dicker, schwarzer, stinkender Dampf heraus steiget. Wenn man grosse Steine in den Schlund wirft, so höret man ein dumpfigtes Getöse. Seit der Regierung des Titus im Jahr Christi 80. oder 81. bis zum Jahre 1761. zählet man drey und dreyssig Ausbrüche des Vesuvs.

Mit den Ausbrüchen der Feuerspeyenden Berge sind gemeiniglich starke Erderschütterungen verknüpft. Und man kann sagen, daß diese Erdbeben noch weit öfter sich zutragen würden, wenn nicht die Feuerspeyenden Berge, von Zeit zu Zeit, die Eingeweide der Erde von den brennbaren Materien reinigten. Bey solchen Erdbeben bekommt die Erde heftige Stösse, die Häuser werden erschüttert, oder gar umgeworfen. Dabey entstehen bisweilen Oeffnungen in der Erde, die das feste Land von einander trennen. Es ist eine sehr alte Meynung, daß Sicilien, welches itzt eine Insel ist, ehmals mit dem festen Lande zusammen gehangen habe, und davon durch ein Erdbeben getrennt worden sey, welches den Erdboden, woraus der Isthmus bestanden, verschlungen, dagegen dem Wasser beyder Meere eine Bahn gemacht, und den Canal formiret habe. Inzwischen werden auch viele Länder von Erd-

beben heimgesuchet, die keine Feuerspeyende Berge in ihrem Bezirk haben. Selbst die gemässigten und nordlichen Himmelsstriche bleiben nicht ganz davon verschont. Das Alterthum hat traurige Exempel aufzuweisen von gewaltigen Verwüstungen grosser Reiche, die durch Erdbeben sind verursachet worden. Auch noch im Jahr 1693. wurden durch ein Erdbeben, welches vor einem Ausbruch des Aetna hergieng, in drey Tagen funfzehn Sicilianische Städte, und achtzehn Landgüter mit Menschen und Vieh verschlungen, viele entferntere Oerter zerstöret, und drey und neunzig tausend Menschen kamen ums Leben.

Beym Erdbeben gehet zuweilen die Erschütterung aufwärts gerichtet. Dadurch entstehen viele neue Insuln, Quellen, Seen, Moräste. Das Wasser folgt nach seiner Flüssigkeit geschwinder, als die Erdrinde. Es stieg im Jahr 1755 zu Lissabon über dreyssig Fuß höher, als seine Oberfläche gewöhnlich steht, aber zog sich gleich so sehr wieder zurück, daß der Tagus in der Mitten trocken ward. Vier Minuten nachher stieg es wieder über dreyssig Fuß; und so stieg und sank es, wechselsweile dreymahl.

Von allen Erdbeben, derer in den Jahrbüchern gedacht wird, ist dieses, welches den 1. November 1755 Lissabon zerstöret, am weitesten verbreitet gewesen. Man weiß, daß es von Afrika an, bis nach Grönland hin, auf einmahl ist empfunden worden. In Afrika, Spanien, Frankreich wurden sehr viele Städte hart mitgenommen; in der Schweiz, Deutschland,

land, Schweden, und Norwegen machte es sich nur durch leichtere Beschädigungen merklich.

An der Küste von Peru sind die schrecklichsten Erdbeben nichts ungewöhnliches; aber das vom Jahr 1746 war eins der furchtbahrsten. Innerhalb drey Minuten lag Lima fast ganz in Ruinen; Callao ward unter Wasser gesetzt; und von viertausend Einwohnern kamen nur zweyhundert davon. In vier und zwanzig Stunden verspürte man über zweyhundert Stösse, und bis einige Monate nachher vier Vulkane ausbrachen, die eine ungeheure Menge Wassers aussprützten, erfolgten in allem vierhundert und ein und funfzig Erschütterungen.

Die Lava aus dem Vesuv fliesset bald nach dem Ausbruche gewöhnlich am geschwindesten, aber selten doch dreytausend Fuß weit in einer Stunde. Etwas weiter vom Ursprunge fliesset sie nicht über dreyssig Fuß in einer Stunde; breitet sich auf einen wenig abhängigen Boden etwan funfzehen Fuß dick aus; auf steilem Boden ist sie weniger tief. Sie gleicht einem Flusse von geschmolzenen Schlacken, der auf der Oberfläche voll Blasen, uneben, und mit Bimstein und andern fremden Materien untermischt ist. Im Dunkeln sieht sie glänzend aus, und zeiget, wenn sie von steilen Höhen herunterstürzt, die angenehmsten brennenden Cascaden; des Tages zeichnet sich der Strom nur durch weissen Rauch aus. Die Hitze hält den Zuschauer wenigstens zehn Schritt entfernt, und ist so stark, daß man an einigen Orten noch die Hand nicht darauf legen kann, wenn der Strom schon ein Jahr lang sich

abgekühlt hat. Bey der Abkühlung, welche inwendig erst nach einigen Monaten an Veränderung der Farbe sich merklich macht, berstet die Oberfläche des Gusses gewöhnlich stark auf.

Merkwürdig sind auch auf den Ebenen die Erdbrände. Es liegt an einigen Orten viele feuerfangende Materie in der Erde, welche auf verschiedene Weise sich entzündet, alles was auf dem Erdreich wächset, ausdörret, und ohne Flammen zu geben, doch den Boden in Kohlen verwandelt. Dieses Feuer ist desto gefährlicher, da es durch Wasser nicht gedämpft wird, und man Exempel hat, daß es viele Jahre hintereinander unter der Erde fortgebrannt, und einen beträchtlichen Strich Landes verdorben hat. In Frankreich giebt es noch solche brennende Stellen, auch in China giebt es dergleichen. Die Einwohner graben zuweilen Löcher hinein, und kochen darin ihre Speise; oder stechen sich Klöße ab, welche sie nach Hause nehmen, ihre Speise dabey zu Hause mit mehr Bequemlichkeit zu rechte zu machen.

Luft.

Winde können durch alles entstehen, was das Gleichgewicht der Luftsäulen aufhebt, und zwar werden sie desto stärker, je grösser die Ungleichheit wird. Wärme und Kälte tragen hiezu das meiste bey.

Ein mittelmässiger Wind durchwehet in einer Stunde etwan anderthalb Meilen. Der stärkste soll in einer Stunde zwanzig Meilen durchstreichen. Gewiß ist es, daß, wenn er in einer Secunde siebzig Fuß, oder in einer Stunde sieben

Meilen

Meilen gehet, er schon Bäume umreisse, und dicke feste Körper abbreche. Und doch hat man bemerkt, daß der Sturm in einer Secunde ein hundert und zehen, ja ein hundert und drey und zwanzig Fuß gegangen sey.

Der geschwindeste bisher bemerkte Wind übt, auf ein Hinderniß von einem Quadratfuß, ungefähr einen Druck von sechs und zwanzig Pfund aus. Auf einen Baum also der achtzig Fuß hoch ist, und eine Krone von funfzig Fuß breit hat, würkt er wenigstens mit einer Kraft von vier Millionen und zweymahl hundert tausend Pfund; folglich auf einen Thurm, der hundert und funfzig Fuß hoch, und auf jeder Seite dreyssig Fuß breit ist, mit einer Kraft von mehr denn neun Millionen Pfund. Welche Verwüstung solch ein Sturm anrichten könne, das haben nur noch im Jahre 1780 die Insuln und Küsten des Mexicanischen Meerbusens erfahren, wo wenig Wohnungen der Wuth des Sturmes widerstanden, und unzählige Menschen unter den Ruinen derselben begraben wurden.

Wenn Sandhügel und Sandstrecken ganz entblösset sind; so werden sie vom Winde, wie Schnee getrieben. Ja man hat Beyspiele, daß der Sturm so viel Sand aufgehoben, daß dadurch ganze Städte begraben sind, wie das in Nieder-Bretagne der Stadt S. Paul de Lion wiederfahren ist. In diesem Jahrhundert war selbst auf dem Atlantischen Meere vier bis fünf Meilen vom nächsten Lande ein Sandgestöber, welches auf drey Stunden währte. An einigen Landspitzen in

Grönland, liegt so viel Flugsand, daß, wenn ein Sturm ihn aufhebt, auf sieben Meilen weit alles davon erfüllt wird.

Passatwinde, oder Mussons nennen die Seefahrer die Winde, welche eine gewisse Zeit des Jahres nach einer Gegend, und in andern bestimmten Zeiten nach der entgegengesetzten hin wehen. Man findet dergleichen besonders im Indischen Meere, zwischen den Wendekreisen. Es ist nicht leicht, die Ursachen zu solchen regelmässigen Veränderungen auszumitteln. Der Boden, die Bergstrecken, der auf denselben liegende Schnee thun ohne Zweifel vieles zur Sache. Wo die Luft stark erwärmt, und dadurch von irgend einer Seite aus dem Gleichgewicht gebracht wird, da entstehen wahrscheinlich zween streitige Ströme der bewegten Luft; einer von der wärmern, sich ausdehnenden Luft, welcher aufwärts gehet; ein anderer von der eindringenden Luft, welcher niederwärts gehet.

Pflanzen.

Die Kräuterkundige rechnen bisher funfzehnhundert Geschlechter von Pflanzen, und zwanzigtausend Gattungen, unter welchen unbeschreiblich viele Veränderungen statt haben.

Die Pflanzen, und Gewächse sind bestimmt, an sehr mannigfaltigen Plätzen Aufenthalt zu finden. Sargazo fliesset auf der Oberfläche des Weltmeers, das daher an vielen Orten das Ansehn einer viele Meilen grossen grünen Wiese erhält. Andere Pflanzen haben ihre Wohnstäte in Seen; andere in Morästen; andere an sumpfigten Orten, die zu gewissen Zeiten

ten

ten überschwemmt werden. Einige fliessen auf der Oberfläche, andere wachsen auf dem Boden.

Die Verschiedenheit der Oberfläche der Erde veranlasset auch eine sehr mannigfaltige Austheilung der Pflanzen. Stauberde, Sand, Thon, Kreide, mit Salz vermischte Erde, und andere haben jede ihre eigene Gewächse. Die Jahrszeiten, eingeschlossenes und offenes Feld, Schatten und Sonnenschein, Berge und Thäler, Kälte und Wärme sind auch Ursachen der Mannigfaltigkeit der Gewächse. Hiedurch geschiehet es, daß in dem Pflanzengarten der Natur kein Platz unfruchtbar ist. Von der feinsten Stauberde bis zu den härtesten Klippen, und von dem heissesten Clima unter der Linie, bis zu dem kältesten unter dem Pol, unterhält ein jedes seine Gewächse. Ja das Pflanzenreich selbst ist nicht frey von Einquartierung, sondern einige Schmarotzerpflanzen haben ihre bestimmte Stellen auf den Stämmen von andern, als ihren Wurzeln.

Wenn man nun die Menge Moose bedenkt, welche harte Steine, und die magersten Stellen bedecken; die Menge Gräser, welche die Erdfläche verbinden; die mancherley Arten Blumen, die durch ihre Annehmlichkeit und Gerüche unsere Sinne ergötzen; die noch gröstentheils unbekannte Pflanzungen der allerfeinsten Haargewächse im Wasser; so muß man erstaunt die Abwechselung bewundern, welche zuletzt doch nur durch Saftröhren, und deren Decken bewürkt, oder sichtbahr gemacht ist.

Dazu kommt noch, daß jeder Baum und Busch, der um den Raum auf der Erden zu vermehren, sich in die Luft verbreiten mußte, als eine Samlung von mannigfaltigen Gewächsen anzusehen ist. Und so kann ein einziger Baum, der auf der Oberfläche einen oder etliche Quadratfuß Raum einnimmt, für viele tausend Pflanzen gelten, die auf der Erden einen beträchtlichen Raum würden eingenommen haben. Zu geschweigen, daß viele vierfüssige Thiere, Vögel, und Insekten hier Aufnahme, und Unterhalt finden, die sich auf der Oberfläche der Erde weit würden haben verbreiten, und zerstreuen müssen. So darf man also nur den durch Busch und Wald über den ganzen Erdboden gewonnenen Raum zusammenrechnen, um auch hier eine ausnehmend sorgfältige Haushaltung der Natur zu erkennen, die im ganzen von grosser Wichtigkeit ist.

Bey den meisten Pflanzen kann man mit blossem Auge Rinde, Holz, und Mark unterscheiden. Das äusserste der Rinde ist ein Bedeckungshäutlein, welches zuweilen in mehrere getheilt werden kann. Unter derselben liegt ein schwammartiger Ueberzug, der mehrentheils saftig, grünlich, markig, und von unzähligen feinen, nach allen Richtungen gezogenen, Fäden zusammengeflochten ist. Vielleicht dient er dazu, die Ausdünstungsmaterie abzusondern; die das Häutlein treffende Schäden zu heilen. Das übrige der Rinde sind Fadenbünde, die der Länge nach liegen, und wie ein Netz zusammengeflochten sind. Ausserdem finden sich hier in manchen Gewächsen eine Menge eigne Gefässe, die wegen ihrer Grösse, Farbe,

und ausfliessender Feuchtigkeit leicht in die Augen fallen. Diese geben nach Verschiedenheit der Bäume und Gewächse Harz, Gummi, einen milchigten, oder gelben, auch wohl rothen Saft. In dem holzartigen Theile der Bäume liegen auch Fadenbünde in netzgleichen Schichten, jedoch dichter und härter, als die vorigen. Das Mark im Innersten gleichet gar sehr dem schwammartigem Ueberzuge in der Rinde; doch finden sich hier auch eigene Gefässe, und in die Länge laufende, feinere Fibern.

Andere unterscheiden drey Arten von Gefässen an den Pflanzen. Die feinern oder Luftröhren, die holzartigen, und die Schläuche.

Eine silberfarbne Fläche, mit Federkraft versehen, und in Schneckengewinde gewunden, macht die feinern Röhren oder Lungen der Pflanze aus. Man entdeckt diese Schneckenwindung, wenn man zum Beyspiel behutsam das Blatt eines Weinstockes, oder Rosenstrauches aufreisset. Man sieht die Gewinde sich lang ziehen, wenn man die Theile der Blätter von einander trennt: man sieht sie sich verkürzen, und ihre Schneckenwindung wieder annehmen, wenn man die Theile einander wieder nähert.

Die holzartigen Gefässe sind vorzüglich bestimmt, den Nahrungssaft in alle Theile der Pflanzen zu führen. Diese holzartigen Gefässe, und die Luftröhren gehen gewöhnlich in Gesellschaft, und gleichlaufend dem Wuchs der Pflanze lang. Die Gebinde, die sie bilden, sind oft eines über das andere gestreckt: aber sie kreuzen, und entfernen sich auch von Zeit zu

Zeit von einander; die Zwischenräume, welche sie lassen, sind mit einer Art von Blasen, oder Eyrunden Säcken angefüllt, deren vorzüglichste Verrichtung ist, den Nahrungssaft zuzubereiten. Diese nennet man die Schläuche.

Die Bestandtheile, die Gestalt, und der Schuß der feinern Röhren zeigt genugsam an, daß sie im trockenen Zustande sich zusammenziehen. Es sind Streifen Pergament, auf welche die Hitze weit eher wirkt, als auf die, welche des Menschen Kunst zu bereiten weiß. Die holzartigen Fasern scheinen mit Hanfseilen Aehnlichkeit zu haben. Die Schläuche könnte man mit Schwämmen vergleichen. Da die feineren Röhren, und die holzartigen Fasern immer neben einander angebracht sind, oder über einander liegen; so kann man sie als zwey Kräfte ansehen, die sich das Gleichgewicht halten. Dabey sind aber doch die feineren Röhren nicht bloß die Lungen der Pflanzen; sondern sie sind auch noch eine Art Muskeln, mit deren Hülfe viele Theile verschiedne Bewegungen vornehmen, und sich auf die schicklichste Art zu ihren besondern Verrichtungen anschicken.

Daß Pflanzen Feuchtigkeit durch die Blätter anziehen, ist eine durch viele Erfahrungen bestätigte Beobachtung. Eben so gewiß ist es auch, daß zwischen den verschiednen Blättern eine genaue Verbindung statt hat, und daß diese Theilnehmung sich über den ganzen Umfang der Pflanze erstreckt. So kann man sagen, daß die Gewächse ungefähr eben so in der Luft gepflanzt sind, als sie es in der Erden sind. Die Blätter sind für die Zweige das, was das Faserwerk für die Wurzeln

ist.

ist. Die Luft ist ein fruchtbarer Boden, wo die Blätter überflüssig Nahrung von aller Art schöpfen. Die Natur hat diesen in der Luft verbreiteten Wurzeln viel Oberfläche, Ausbreitung gegeben, um sie in den Stand zu setzen, um so mehr Ausdünstungen zu sammeln. Die Haare, womit die Natur die Blätter versehen hat, halten den Saft auf; feine Röhren, die immer offen stehen, empfangen ihn, und bringen ihn ins Innere. Vielleicht sind die Haare selbst auch eine Art von Saugröhren.

Gewächse, die selbst in einem sehr unfruchtbahren Boden wachsen, schiessen doch bloß durch ihre Blätter genährt, schnell und hoch hinauf. Thau, Nebel, und Regen verschaffen ihnen hinreichende Nahrung, und davon verliehren sie um so weniger, je mehr der Oefnungen sind, um sie einzusaugen. Daher kommts, daß in einigen Gegenden der Thau fast allein zur Unterhaltung der Pflanzen zureicht. Es giebt auch Pflanzen, die sehr wenig Wurzeln haben, und die sich doch hoch erheben, und weit verbreiten. Mit Hülfe der Blätter, womit sie versehen sind, schöpfen sie in der Luft Säfte, die den Abgang dessen ersetzen, was sie aus der Erde nicht ziehen können. Eine Pflanze, die etwann drey Pfund wiegt, wächst um drey Unzen an, nach einem starken Thau. Bey Kräutern sind beyde Oberflächen der Blätter ohngefähr gleich geschickt, Feuchtigkeit einzusaugen; dahingegen bey Baumblättern, die unterste Fläche gewöhnlich viel geschickter zu dieser Verrichtung ist, als die oberste Fläche. Der Grund davon liegt im Gewebe der Blätter. Das Gewebe der Kräuter ist schlaffer, schwammiger;

ter; die Saftröhren sind weit, und gefüllt. Das Gewebe der holzartigen Gewächse hingegen ist dicht, und gedrängt: die Gefässe sind eng, und wenig mit Saft versehen. Die Kräuter sollten viel geschwinder aufwachsen, als die Bäume: sie sollten einer grössern Ausdehnung fähig seyn: sie sollten daher auch in derselben Zeit mehr Saft einziehen und ausdunsten, als die Bäume.

Die Blätter dienen nicht bloß dazu, Feuchtigkeit einzusaugen, sondern sie sind auch bestimmt, in das Innere der Gewächse viel frische Luft zu führen, die noch ihre Federkraft hätte. Dies kann man damit beweisen, daß eine Menge von Blasen sich von den Blättern erheben, die man unter das Wasser taucht.

Der obere Theil der Blätter von Bäumen, dient vorzüglich zum Schutz der untern Seite. Der natürliche Firniß der obern Seite, das dichtere Gewebe, ihre Richtung, da sie immer gegen den Himmel, oder die völlig freye Luft strebt, bestätigen diese Vermuthung. Die Ausdünstung der Bäume würde ohnstreitig übermässig gewesen seyn, wenn die Oberfläche ihrer Blätter so viel Ausgangs-Oefnungen gehabt hätte, als die untere Seite. Endlich ist die obere Seite vielleicht ein feineres Gewebe zum Durchseigen, welches bloß die Bestimmung hat, die feinsten Materien durchzulassen.

Da nun die obere Seite vorzüglich bestimmt war, zum Schutz und zur Sicherheit der untern zu dienen, so mußte sie gegen den Himmel, oder die völlig freye Luft gerichtet seyn. Da die untere Seite vorzüglich die

Ver-

Verrichtung hat, den Thau einzusaugen; so mußte sie gegen den Boden, oder gegen das Innere der Pflanze hin gerichtet seyn.

Man kann sehr leicht die Erfahrung machen, daß man den Trieb von einem Baume gewaltsam gegen den Boden hinbeugt, so daß die obere Seite der Blätter nach unten hin sieht. Nicht lange werden die Blätter in dieser unnatürlichen Stellung seyn, sondern um ihre Stengel so sich winden, daß die obere Seite allmählig wieder nach der obern Luft sich richtet. Hat man die gezwungene Beugung mit dem Triebe eines Weinstocks vorgenommen; so wird er innerhalb zween Tagen die Richtung seiner Blätter wieder zu ändern anfangen. Erst wird die obere Seite der Blätter, nur noch in schiefer Richtung, erdwärts gehen. Dann wird die Fläche des Blattes, welches erst parallel mit der Erde gerichtet war, perpendikular auf dieselbe herabgehen. Endlich wenden sich die Blätter so völlig mit ihren Stengeln, daß die Oberfläche wiederum vollkommen gegen die obere Luft gerichtet ist, die untere Fläche aber ganz gegen die Erde hin geht.

Im Herbst, wenn die Blätter steifer und verhärteter sind, gelingt dieser Versuch nicht so gut. Und überhaupt sind die jungen Blätter viel beugsamer, und deswegen viel geschickter, durch eigene Kraft wieder ihre natürliche Richtung anzunehmen, als die, welche älter sind.

Da Blätter von Pflanzen, die man mit ihrer untern Seite auf das Wasser gelegt hat, sich Wochen- ja Monatelang erhalten; da diese untere Fläche in ihrem natürlichen Zu-

stande

stande immer gerichtet ist, die Feuchtigkeit einzuziehen, welche sich von der Erde erhebt; da endlich diese Blätter, wenn sie ihre eigentliche Richtung verlohren hatten, sie durch ihre eigenthümliche Bewegung schnell genug wieder annehmen; so ist ausgemacht, daß eine ihrer Hauptverrichtungen ist, den Thau einzusaugen. Aber in dieser Verrichtung müßten sie natürlich sich unter einander hinderlich seyn, wenn die Blätter einer Pflanze sich unter einander deckten. Diejenigen Blätter, welche unmittelbahr unter andern liegen, müssen denjenigen Blättern den Saft nehmen, die über ihnen sind. Diesem Hindernisse des Wachsthums hat die Natur dadurch vorgebeugt, daß die Blätter auf ihren Trieben und Zweigen so vertheilt sind, daß diejenigen, welche sich die nächsten sind, sich nie bedecken, weil sie nach ganz verschiednen Linien angebracht worden. Diese Richtung nach verschiednen Linien war um so nothwendiger, weil die Ausdünstung, die durch die Blätter bewürkt wird, es erforderte, daß die Luft um sie her frey wallen könnte.

Nimmt man auf diese Richtung der Blätter, nach verschiednen Linien, Rücksicht; so kann man fünf verschiedne Regeln bemerken, welche die Natur hiebey befolgt, und also auch fünf verschiedne Ordnungen der Gewächse festsetzen. Die erste Ordnung, welche man die wechselnde nennen könnte, und welche die einfachste ist, bestehet darinn, daß die Blätter längst den Zweigen in zwey Linien angebracht sind, deren Zug mit dem Wuchs der Zweige selbst parallel gehet, so daß ein Blatt gerade dem andern übersteher, und nur durch die Dicke der Zweige von dem andern getrennt ist. Ein Blatt

also,

also, welches auf der rechten Seite des Zweiges ist, hat gerade gegen über ein Blatt auf der linken Seite, und so fort.

Die zweyte Ordnung, die man die Ordnung mit den sich kreuzenden Paren nennen könnte, besteht aus Parweise geordneten Blättern; so daß das unterste Par in rechten Winkeln, das nächstfolgende obere Par durchkreuzet.

Die dritte Ordnung ist diejenige, nach welcher die Blätter um die Zweige und Aeste ungefähr so vertheilt sind, wie die Speichen eines Rades um die Nabe. Kann man sich zum Beyspiel zwey gleichseitige Triangel vorstellen, die am Zweige angebracht wären, und zwar so angebracht, daß sie horizontal einer über dem andern seinen Platz hätten, so daß ihre Seiten sich kreuzten; stellt man sich ferner vor, daß an jedem Winkel derselben ein Blatt angebracht sey; so hat man einen Begriff von der ersten, und einfachsten Unterabtheilung dieser Ordnung.

Die vierte Ordnung könnte die nach der Fünfe auf dem Würfel heissen. Um sich diese vorzustellen, ziehe man um eine Ruthe, oder um einen Trieb des Gewächses her, fünf Parallel-Linien in gleichen Weiten von einander. Unten an der ersten Linie sey ein Blatt angebracht. Etwas drüber, und auf der dritten Linie sey das nächstfolgende Blatt. In gleicher Weite von diesem, und auf der fünften Linie sey das dritte. Alsdenn ist der Platz des vierten Blattes auf der zweyten Linie, und das fünfte Blatt findet seine Stelle auf der vierten Linie. So zeigt sich eine Folge von fünf Blättern, deren Flächen sich nicht einander decken. Nun fängt der zweyte

Rang des Würfels an: da aber diese Blätter nun schon weit von einander sind; so thut es nichts, wenn auch die Flächen ihre Richtung über einander haben.

Die fünfte Ordnung ist noch zusammengesetzter, und könnte die Ordnung nach dem doppelten Schneckengewinde heissen. Die Blätter sind auf mehrere Schneckenlinien angebracht, die einander parallel laufen. Bald sind solcher Schneckenlinien drey, deren jede Windung sieben Blätter enthält. Bald sind solcher Linien fünfe, deren jede Windung eilf Blätter enthält. In der ersten Gattung machen dann ein und zwanzig, und in der zweyten fünf und funfzig, den vollständigen Rang der parallelen Schneckenlinien aus.

Man hat Versuche mit den Blättern einiger Pflanzen gemacht, so daß man die Enden ihrer Stiele in Gefässe mit Wasser gesetzt hat. Nach Verlauf einer geräumen Zeit hat man befunden, daß einige dieser Blätter Wurzeln getrieben haben, und wahre Pflanzen geworden sind.

Die Blätter von den so genannten Schminkböhnen trieben, nach zehn, oder zwölf Tagen, an allen Punkten der Oberfläche des Stiels Wurzeln, die gerade, lang, und ganz weiß waren. Aber man konnte es doch nicht dahin bringen, daß diese Blätter länger als eine Woche, nachdem sie Wurzeln getrieben hatten, im guten Zustande blieben; eben so wenig giengen sie fort, wenn man sie in sehr gutes, zubereitetes Erdreich verpflanzte. Die Blätter von Nachtschatten, von der Melisse, vom Kohl haben in denselben Versuchen gleichen Erfolg gezeigt.

Durch

Durch dieses Mittel könnte man unter gewissen Vorsichten, welche nach fortgesetzten Proben sich würden entdecken lassen, eine unglaubliche Vermehrung der Pflanzen bewürken.

Wenn man die Pflanze einen gefärbten Saft einziehen lässet; so erhält man eben so, wie durch die Einsprützung, eine nützliche Aufklärung, von dem Zusammenhang der Gefässe in dem innern Bau. Nach Anleitung solcher Versuche findet man, daß die Fibern, die den Saft in die Wurzel ziehen, zu innerst, oder um ihre Axe liegen. Die kleinen Ausschüsse, welche von der Hauptwurzel umher verspreitet werden, finden sich an den Enden stark gefärbet. Wenn man sie nun der Länge nach aufschneidet, so findet man ihre Axen gefärbet, und, daß sie mit dem gefärbten Kern der Hauptwurzel, die auch aus Holzfibern bestehet, zusammen gehen. In dem Stengel werden nur die Holzfibern gefärbet. Man kann der Spur bis zum Blatte, und durch dasselbe folgen, und nachher durch die Rinde eine Strecke hinunter. Hier scheint also der Saft durch den Kern der Wurzel hinauf zu steigen, alsdenn weiter durch die Holzfibern des Stammes, oder Stengels zu den Blättern, und da, wo die feinsten Röhren derselben mit den Gefässen der Rinde sich durch Oefnungen der Saugröhren verbinden, in die Rinde überzugehen, und zuletzt derselben hinunterwärts zu folgen. Der leichte Eingang des Safts in die Seitenzweige, die Saugkraft des Blatts, die Aufsteigung durch das obere Ende zeigt übrigens, daß die Feuchtigkeiten nicht in gerader Linie aufwärts geführet, sondern gegen die Sei-

ten herum vertheilet werden, obgleich darin keine Puls- und Saftadern, kein Herz gefunden wird. Thiere essen nur stundenweise, aber Gewächse sollen ihren Saft unaufhörlich pumpen. Nimmt man überdem auf den Versuch mit Weinranken, Apfelbäumen, und Rosenbüschen Rücksicht, von welchen ein Theil des Stammes zu schiessen anfängt, wenn er zur Winterzeit in einen warmen Raum gebracht wird, ohne daß Wurzel und Gipfel, welche der Strenge der Jahrszeit überlassen bleiben, das geringste Zeichen dazu zeigen. Bemerkt man ferner, daß oft im Anfange des Frühlings, die Mittagsseite vielen Saft habe, wenn die andere noch sehr wenig hat; so scheint deutlich genug daraus zu folgen, daß bey den Pflanzen nicht allein kein Kreislauf der Säfte statt finde, sondern auch, daß die Bewegung in gewissen Theilen allein geschehen könne, so daß die übrigen sowohl ober- als unterwärts, gleichsam von aller Gemeinschaft getrennet sind.

Durch die holzartigen Fasern der Wurzel, steigt also vorzüglich der Nahrungssaft in die Pflanze auf; und besonders finden sich an den Spitzen dieser Wurzeln die Oefnungen, welche den Saft aufnehmen, um ihn bis ins Innere zu führen. Die haarigten Theile der Wurzeln sind die wesentlichen, zu diesem Dienst. Je mehr man also diese haarigten Theile vermehrt, desto zahlreicher werden die Saugöfnungen zu den Hauptpflanzen. Auf diese Beobachtung hat man Versuche gegründet, durch welche das Zutragen des Korns unglaublich befördert ist. Man legt die Körner einzeln in drey Furchen,

die

die ihre gehörige Breite haben, und zwischen welchen gewisse Seiten bleiben, wo kein Saamenkorn hinkommt. Nun verbreitet jedes Korn seine Wurzeln, in den freyen Zwischenraum, und schöpft dort eine zureichende Nahrung. Ein kleiner eigen dazu erfundener Pflug wird, durch diese Zwischenräume, von Zeit zu Zeit gezogen, und durchschneidet diese Wurzeln. Dies macht, daß eine grosse Menge der Wurzelspitzen sich auseinander legen, die sich sonst nicht würden entwickelt haben. Der Saft, der sonst nur würde gedient haben, die einfache Wurzel länger zu machen, wird nun durch den Schnitt aufgehalten, und verbreitet sich, nahe um die Stelle des Schnittes, in eine Menge neuer Wurzelspitzen. Diese neue Wurzeln sind eben so viel Saugöfnungen, immer bereit, den Nahrungssaft einzunehmen, und zu den Hauptwurzeln zu führen. Mehr Saft kommt also in die Kornpflanze, und so entwickeln sich mehrere Röhren, und Halme. Solch eine Kornpflanze trägt unglaublich zu, und es ist nichts seltenes acht, ja neunhundertfältige Frucht, ohne allen Dünger, auf solche Weise zu ziehen. In der Gerste steigt das Zutragen noch höher, und bringt zuweilen zweytausendfältige Frucht hervor.

Einige Bemerkungen über Insekten und Thiere.

Zwischen dem kleinen Ungeziefer im Wasser, und den Mosen findet man eine sonderbahre Gleichheit. Es ist bekannt, daß Mose von dem Ort ihres Wachsthums gerissen,

ohne alle Feuchtigkeit und Nahrung, dennoch so erhalten blieben, daß man sie, nach vielen Jahren nur wieder mit Feuchtigkeit tränken darf, um sie frisch aufwachsen zu sehen. So sieht man auch in Teichen und Pfützen, die oft austrocknen, die Gewürme vergehen, und sterben; aber so bald der Regen kommt, und den Boden wieder unter Wasser setzt, sieht man sie wieder sich erfrischen, und aufleben.

Die Zahl der Augen, welche verschiedene Beobachter von einigen, besonders fliegenden Insekten, angeben, ist zwar sehr verschieden; aber wenn auch der eine in dem Auge eines Schmetterlinges, bey vier und dreyssig tausend sechshundert und funfzig Augenflächen, die er zählte, mehrere tausende zu viel angenommen hat; wenn dieser in der Fliege achttausend, in dem Roßkäfer viertausend dreyhundert und achtzehn fand, der andre in jener sechzehntausend, in diesem sechstausend dreyhundert und zwey und sechzig zählte; so bleibt doch so viel gewiß, daß die Zahl der Augenflächen dieser Insekten in die Tausende gehn. Und von allen diesen Augenflächen hat keine die Richtung, welche die andern haben; jede aber stellt doch das Bild von dem Objekt dar, welches dieser Augenfläche nahe genung war.

Daß dies keine Vermuthung, oder gar Einbildung sey, das kann man erfahren, wenn man die Hornhaut solcher Augen mit gehöriger Behutsamkeit absondert, reiniget, und unter dem Brennpunkte eines Vergrösserungsglases legt, da man denn das Objekt zwar unendlich klein, aber so vielfältig erblickt, daß ein einzeles Licht eine völlige Illumination von

so

so viel tausend Lichtern darstellet, als die Hornhaut des Insekts würkliche Augen hat.

Man weiß, daß zur feinsten Musivischen Arbeit eine unendliche Menge von Stiften gefärbten Glases gebraucht werden, die so nahe an einander gesetzt werden, daß die Farben von den einzeln Stiften, in einander zu fliessen scheinen. So ist es auch eine bekannte Sache, daß die Farben eines Schmetterlings, eigentlich aus der Verbindung einer Menge von einzelen Schuppen entstehen. Vergleicht man nun die Zahl der Schuppen, auf dem Flügel eines eben ausgekrochenen Schmetterlinges, mit der Zahl der Stifte, so zur feinsten Musivischen Arbeit gebraucht werden; so verhält sich diese Zahl auf gleichem Raum, wie eins, für die Musivische Arbeit, gegen eintausend drey und siebzig, für den Schmetterlingsflügel.

Die Schwärme von Heering stehen an einigen Orten in der See ein bis zweyhundert Faden tief, wie eine Wand vom Boden bis zur Oberfläche, und die Feinde dieser Thierchen, die grössern Raubfische, stellen sich auswärts dieser Schwärme funfzig Meilen lang in der Linie, die dem Strande parallel läuft.

Man weiß, daß ein Falke wenigstens einhundert und fünf und zwanzig Meilen weit in sechzehn Stunden fliegt. Ein Adler schwingt sich in drey Minuten so hoch, daß er unsichtbahr wird, das macht auf die Stunde zehn Meilen.

Daß einige Gattungen von Vögeln weite Reisen in andre Himmelsstriche thun, verdient schon Aufmerksamkeit; aber noch sonderbahrer ist es, daß Männchen und Weibchen

bey diesen Reisen nicht allezeit einander folgen. So ist es mit den Buchfinken. Das Männchen zieht nach den südlichen Ländern von Europa, aber das Weibchen bleibt gewöhnlich in Schonen, und andern nordlichen Gegenden.

Ein Hund, der bloß durch seine Kau-Muskeln, mit welchen er auf die Zähne drückt, den härtesten Knochen zermalmt, thut eine Operation, um welche zu verrichten, ein Druck von hundert Liespfunden nicht hinreichen würde.

Der Mensch.

Nerven, deren Ursprung, und Würkung.

Von allen Theilen unsers Körpers hat keiner das Vermögen, auch nur die geringste Empfindung in uns zu erregen, als allein die Nerven; und diese sind auch nur die Werkzeuge, deren sich die Seele zu allen willkührlichen Bewegungen bedient. So bald eine Nerve gebunden, oder durchgeschnitten wird; so hören auf einmahl alle Empfindungen in allen den Theilen, und Zweigen derselben auf, welche durch den Schnitt, oder die Unterbindung aus dem Zusammenhange, mit den oberhalb des Schnittes, oder Druckes gelegenen Theilen, gesetzt worden. Auch alle willkührliche Bewegung der unter dem Schnitt, oder Unterbindung gelegenen Theile, und Glieder hört gänzlich auf, und es entsteht eine völlige Lähmung derselben. Wird der Ort, wo die Wurzeln der Hauptnerven liegen, so stark gedruckt oder verletzt, daß die freye Gemein-

schaft

schaft der Nervenanhänge, mit den Nerven selbst dadurch gehemmt wird; so entstehet daher Unbrauchbarkeit, oder gleichsam Absterben aller Hauptnerven; folglich Fühllosigkeit am ganzen Körper, Schlaf, Ohnmacht, und der Tod. In den äussersten Theilen des Körpers zeigen sich die Nerven in die feinsten, und kleinsten Zweige vertheilt, und zuletzt ohne ihre Häute und Bekleidung, so daß ihre Enden dem Auge völlig verschwinden, und in einen weichen Brey, dem Marke oder Gehirn ähnlich, aufgelöset erscheinen. Verfolgt man diese Nerven rückwärts; so findet man, daß sie in parallel laufenden Fasern, und Fäden bestehen, die sich nie verwirren, oder durchkreuzen; wohl aber in Nervenknoten sich vereinigen, oberhalb welcher die Lage der Fasern eben so parallel erscheint, als sie unterhalb sich darstellte. Auch die von einzeln Nerven seitwärts auslaufende, und an andere Nerven sich anschliessende Streifen, zeigen nichts als parallel laufende Fasern. Folgt man diesem Fadenwerk der Nerven durch den ganzen Körper, von ihrem Ende bis zum Ursprunge; so entdeckt man vieler Nerven merklichen Ursprung innerhalb der Höhle des Rückgrades; aus welchem sie wie in einem Knoten gleichsam hervortreten; innerhalb der Höhle von der harten Haut des Rückmarkes eine eigene Decke bekommen; aus zwey Bündeln vereinigt erscheinen, deren jedes aus einer Menge kleiner zusammenlaufender Streifen besteht, die in der Oberfläche des Markes ihren Ursprung haben. Andere Nerven haben ihren Anfang im Gehirn, von dessen harter Haut sie eine eigne Decke erhalten; innerhalb der Hirnhäute aber, die sie durch-

bohrt haben, so wie das Gehirn selbst aus Rinde, und darin geschlossenem Marke, bestehen; in ganz verschiednen Theilen des Gehirns aber ihre Wurzeln haben; wo ihr weiterer Fortgang bis zum eigentlichen Ursprung nicht mehr sichtbahr ist. Denn sie scheinen mit dem Gehirn selbst, worin sie sich verliehren, einerley Art von Masse auszumachen. Das Gehirn ist also der Ursprung dieser Nerven, und da das Rückenmark nicht nur mit dem Gehirn zusammenhängt, und viel ähnliches hat; sondern auch völlig als dieselbe Masse, und als eine Fortsetzung des Gehirns anzusehen ist; so kann man sagen, daß das Gehirn der Ursprung aller Nerven sey. Die Betrachtung des Gehirns ist also, zur nähern Kenntniß der Nerven schlechterdings nothwendig. Nun besteht aber das Gehirn aus verschiednen Theilen; als dem grossen, und kleinem Gehirne, dem verlängerten Marke, und dem Rückenmarke, wenn man nehmlich diese Fortsetzung des kleinen Gehirns, durch die Höhle des Rückgrades, als einen Theil ansehen will. Jeder dieser Theile ist mit einer harten Haut, dura mater, Spinnewebenhaut, arachnoidea, und weichen Haut, pia mater, umgeben; und man kann unter diesen Häuten noch in allen Theilen die Rinde, oder die graue Substanz, und das Mark, oder die weisse Substanz unterscheiden; die graue Substanz besteht aus lauter Gefäßen, die weisse Substanz ist das Nervenmark selbst. Dieses Gehirn, nebst dem Rückmark, weil es den Ursprung der Nerven enthält, ist also der Ursprung und Sitz aller Empfindung. Es ist auch der Sitz des Lebens. Denn die Verletzung eines beträchtlichen Theils des Gehirns, ist alle-

zeit

zeit mit tödtlichen Folgen begleitet gewesen; und Uebel, die anderweitig im Körper ihren Sitz hatten, waren nicht eher tödtlich, als bis ihr schädlicher Einfluß bis zum Gehirn hinauf gegangen war. Doch können einige Theile des Gehirns in Eiterung übergehen, auf andre Art verletzt werden, ohne daß dadurch das Leben schnell abgekürzt wurde. So hat man, besonders vom grossen Gehirne, manche Theile bey der Oefnung zerstört gefunden; man hat selbst die Zirbeldrüse verhärtet entdeckt, ohne daß der Mensch an der Zerstörung dieser Theile gestorben wäre. Ja man hat mehr, als einen Eslöffel voll von Gehirn, aus dem Kopf eines Verwundeten herausgenommen; und der Verletzte hat nachher gelebt, und ist wieder hergestellt worden. Aber die Verletzung eines Theils vom Gehirn, der den Zusammenhang zwischen dem Gehirne, und dem verlängerten Mark ausmacht, und die Verletzung des verlängerten Markes selbst, ist immer tödtlich gewesen. Es zeigt sich aber auch, daß diejenigen Nerven, die nicht bloß einzelen Sinnwerkzeugen dienen, sondern zu solchen Theilen gehören, die das Leben enthalten, alle aus dem verlängertem Marke des Gehirns entspringen; oder aus der Fortsetzung desselben, dem Rückmarke. Zu letztern gehören die Nerven des Zwergfelles, der Lunge, des Herzens, und andrer das Leben enthaltender Theile.

Das Gehirn, und die darin liegende Anfänge der Nerven, sind aber auch der Sitz, wo alle Empfindung sich sammelt, wo das Gedächtniß seine Eindrücke macht, die Vorstellungen entstehen, und die Thätigkeit des Willens anhebt. Man

fühlt

fühlt nicht nur bey genauester Beobachtung selbst, daß innerhalb der Hirnschale dieses vorgehe; sondern man kann es auch beweisen. Sey ein jeder andrer Theil des Körpers verletzt oder zerstört, bleibt nur das Gehirn für die Fortpflanzung der Verletzung bewahrt; so werden nicht Empfindungen, nicht Eindrücke des Gedächtnisses, nicht regelmässige Vorstellung, noch Würkung des Willens aufhören. Verletzte man auch gewisse Theile des grossen Gehirns, wo die Anfänge der beträchtlichsten Nerven nicht liegen; so entstand doch nicht ein Abgang, oder Schwäche der Empfindung, oder der willkührlichen Bewegung des Menschen. Aber sind die Theile des Gehirns nur im geringsten verletzt, wo die Anfänge der edelsten Nerven liegen; so höret Empfindung, Gedächtnis, Vorstellung, Wille auf, das ihrige zu thun. Ja trenne man nur den Zusammenhang, zwischen dem Gehirn, und den unteren Enden gewisser Nerven, so ist sogleich die bewegende Kraft gehemmt, die vom Willen durch den Weg der Nerven zu den Theilen sonst fortgieng; und alle willkührliche Bewegung in diesen Theilen hört auf.

Die Nerven im Gehirn sind von sehr verschiedner Art, und thun auch sehr verschiedne Dienste. Man unterscheidet neun Pare Gehirnnerven. Das erste Par von dem Vordertheile des Gehirns zu rechnen, heisset auch das Par der Gefühlnerven, welches zwey Wurzeln hat, und mit zu den feinern Gehirnnerven gehört. Das zweyte Par, oder das Par der Sehenerven, gehört zu den Nerven, die von mitlerer Stärke sind; jeder Sehnerv hat zwar eine eigene Wurzel,

aber

aber sie verbinden sich dennoch untereinander, so daß ihre Fasern sich vielleicht gar durchkreuzen. Das dritte Par, oder die bewegenden Augennerven, gehört zu den Gehirnnerven von mitlerer Stärke. Das vierte Par, oder das Par der Pathetischen Nerven, ist das feinste von allen, und entspringet aus den querliegenden Streifen des grossen Gehirns, wo der Anfang des verlängerten, oder des Rückmarkes sich unterscheidet. Das fünfte Par, oder das Par der getheilten Nerven ist das stärkste in der Dicke, entsteht aus der Vereinigung vieler Streifen, die aus verschiednen Theilen des Gehirns sich herausziehen. Das sechste Par, oder das Par der abziehenden Augennerven, entstehet gerade in dem Anfange des verlängerten Marks, und ist eins der feinsten. Das siebente Par, oder das Par der Gehörnerven ist von mitlerer Stärke; besteht aber aus zwey Theilen, einem harten, und einem weichen Theile, die man sowohl durchs Gesicht, als durchs Gefühl leicht unterscheiden kann. Das achte Par, oder das Par der herumschweifenden Nerven, nimmt aus vielen streifichten Fäden des verlängerten Marks seinen Ursprung, und ist nach dem fünften das stärkste in der Dicke. Das neunte Par, oder das Par der unter der Zunge ausgebreiteten Nerven, entsteht auch aus vielen Fäden, die aus den Vertiefungen des verlängerten Markes hervorgehen, und gehört mit zu den feinsten Nerven.

Man zählt ferner dreyssig Par Nerven, welche aus dem Rückmark ausgehen. Acht Par Hals- oder Nackennerven; zwölf Par Rückennerven; fünf Par Hüften- oder

Lenden-

Lendennerven, welche fast ganz senkrecht nach unten sich neigen. Dazu kann man noch das Par der zurückkehrenden Nerven rechnen, welche nach dem Hinterkopf hinauf in die Höhe steigen.

Diese Nerven pflanzen nun die Bewegung, welche im Gehirn ihnen eingedruckt wurde, bis zu den äussersten Gliedern des menschlichen Körpers fort, und sind also der Ursprung aller willkührlichen Bewegung im Menschen Eben diese Nerven empfangen auch in ihren äussersten Enden den Druck, oder Stoß von andern Körpern, oder Gegenständen, und führen den erhaltenen Eindruck bis zum Sitz aller Empfindung zurück; und werden also der Ursprung alles angenehmen Gefühls, so wie jedes Schmerzens. Sie führen den Eindruck, den das Licht, die Farbe, das Bild auf das Auge gemacht hat; den Schall, und Ton auf das innere Ohr; den Duft, und Geruch auf die Werkzeuge des Geruchs; den Salze, Saüren, Süssigkeit auf die Werkzeuge des Geschmacks würkten, dem Sitze der Seele zu, und veranlassen Vorstellung und Thätigkeit der Seele.

Nun können die feinen Fasern, woraus die Nerven bestehen, elastische Fasern seyn, und ihre Eindrücke durch Schwingungen, nach den Gesetzen der Schwingungen elastischer Körper, fortsetzen. Soll durch solche Spannkraft, und die Schwingung die Operation der Nerven geschehen; so muß man sich in jedem grösseren Nerven so viele einzele elastische Fäden vorstellen, als er zuletzt Endigungen hat. Jeder dieser Fäden besitzt wieder die zu seinem Geschäfte eigenthümliche

Spann-

Spannkraft, und jeder pflanzt seine eigne Schwingungen fort; er theilt sie auch denen mit ihm verbundenen Nerven seitwärts mit, und erhält auch die ihrigen mitgetheilt. Wenn nun ein Nervenfaden von aussen angestossen wird; so erregt dieses an dem Orte des Anstosses die Empfindung, die dem fühlenden Sinne gemäß ist. Der Eindruck derselben pflanzt sich durch die Schwingungen des Nervenfadens, bis zum Gehirn fort, wo die letzte Schwingung den Begriff von dieser Empfindung in der Seele erzeugt. Wird hingegen ein Nervenfaden im Gehirn angestossen; so bringt seine letzte Schwingung an dem Orte, wo er sich im Körper ausbreitet, die Bewegung hervor, die dem Willen gemäß ist.

Da aber die Nerven, vorzüglich die zu den Sinnenwerkzeugen gehören, ungemein weich, und im Gehirne am weichsten sind; so können sie freylich nur in einem sehr geringen Grade gespannt seyn, und die Schwingungen müssen auf eine äusserst feine Weise nur fortgepflanzt werden. Und dies war darum auch schlechterdings nothwendig, weil das Gehirn unmöglich würde haben lange dauren können, sondern bald würde zerrüttet seyn, wenn so oft, als die Sinne von aussen wären getroffen worden, der Eindruck davon im Gehirn stark gewesen wäre, und sich mit einer Art von Gewalt fortgepflanzt hätte.

Es könnten aber auch wohl die Nerven hohle Röhren seyn, in welchen ein flüssiger Körper wäre, der entweder aus kleinen Kügelchen bestände, die nach Art elastischer Körper, durch einen Stoß, die empfangenen Eindrücke fortpflanzten. Oder

Oder sie könnten einen eigentlichen Nervensaft enthalten, welcher aus den unzähligen Schlagadern, die aus der Gehirnrinde in das Gehirn gehen, als ein feiner geistiger Dunst sich aussondert, und in einigen Höhlen des Gehirns ungezweifelt wahrgenommen wird. Da die Fäden der Nerven alle parallel liegen, und sich nie verwirren; so sind sie, wenn es würklich kleine Röhren sind, eben dadurch geschickt, diesen Dunst in sich aufzunehmen, und umhertreiben zu lassen; so daß der Nervensaft in ihnen ungehindert von den äussern Enden, wo der Stoß oder Druck geschieht, aufwärts zum Gehirn; oder vom Gehirn aus, von wo die Willkühr der Bewegung ausgeht, bis zu dem Gliede, welches in Bewegung gesetzt werden soll, herabsteigen kann. Mag man eine oder die andre Art der Fortpflanzung annehmen; so bleiben Schwürigkeiten übrig, welche nur durch Muthmassungen können vermindert werden. Woher kommt es, zum Beyspiel, daß in zwey verschiednen Köpfen, die Art zu empfinden, und Vorstellungen zu entwickeln, so ganz verschieden ist; da doch, im gesunden Zustande, ein Gehirn dem andern vollkommen ähnlich ist? Etwann daher, weil sich die Seele ihre Wohnung selbst ausbauet; weil sie nur auf einige Empfindungen der körperlichen Sinne besondre Aufmerksamkeit richtet, die Eindrücke davon bewahret, und dieselben gleichsam in einzele Fächer anordnet? Und so würde dann jede dazu nöthige Faser des Gehirns um desto beweglicher, und gewandter, je öfter die Seele dieselbe gebraucht hat. Sind einzele Fasern und Fächer bis zum völligen Auswuchs des Menschen ungebraucht geblieben; so sind sie mit

schwererer Mühe brauchbahr zu machen, weil sie zu steif sind: mit leichterer Mühe gehet dieses Geschäft im weicheren Gehirn des Kindes, und des Jünglings vor sich.

Das Auge.

So wohl in dem Platz, welches das Auge im menschlichen Körper erhalten hat, als auch in seiner ganzen Zusammensetzung, zeigt sich auf die einleuchtendeste Weise die gröste Weisheit. Man kann, ohne die zergliederten Theile vorzuzeigen, nur einige Stücke aus dem weisen Plane des Ganzen herausheben. Aber diese wenigen Theile, lassen schon auf die Kunst des Ganzen schliessen.

Die kugelförmige Gestalt des Auges, befördert das freye Umherdrehen nach allen Seiten; und da der untere Theil der Augenkugel mit einer cellulösen Haut umgeben ist, die viel Fett enthält; so ruhet das Auge gleichsam darauf, als auf einem Küssen, und wird durch die Schlüpfrigkeit der Unterlage, zu allen Bewegungen desto geschickter gemacht. Ragte aber das Auge weiter über die Oberfläche des Gesichts hervor; so würde es natürlich vielen Zufällen unterworfen seyn, und es dürfte leicht mehr blinde Menschen geben, als solche, die sehen könnten. Der Stirnknochen schützt also das Auge gegen Beschädigung, und zugleich hält dieses Dach, welches gleichsam über das Auge gebauet ist, das zu häufige Licht ab, welches sonst dem Auge empfindlich gewesen wäre.

Zur Beschützung des Auges dienen auch vorzüglich die Augenlieder, mit ihren Wimpern. Die letztern halten den feinen Staub ab, der sonst beständig das Auge reitzen würde, und die Augenlieder selbst, schließen sich bei dem mindesten Gefühl eines fremdartigen, und dem Auge schädlichen Körpers.

Durch die beständige Vertheilung der ölichten Feuchtigkeit aus den Fettdrüschen, und der wässerichten aus den Thränendrüsen, wird die Reibung gehindert, welche dem Auge sehr nachtheilig seyn würde. Es wird auch verhütet, daß die Augenlieder, im gewöhnlichen Zustande des Auges nicht zusammenkleben; der Staub nicht haften bleibe; die Oberfläche des Auges nicht zu sehr von der Luft ausgetrocknet, nicht rauh werde.

An der Thränenwarze sind Thränenpunkte. Das ist der Anfang von zwey kleinen Röhrchen; diese saugen die Feuchtigkeit, welche sich auf dem Auge sammlet, in sich; führen sie in den hinter der Thränenwarze liegenden Thränensack, von welchem sie durch eine Röhre in die Nase geleitet werden.

An der Seite des äussern Augenwinkels liegt die Thränendrüse, in derselben wird aus dem Blut eine Feuchtigkeit ausgesondert; diese gehet in sechs oder sieben kleinen Gängen nach der inwendigen Haut der Augenlieder; und so wird eine wässerichte Feuchtigkeit abgesondert, welche in gerader Linie auf das Auge herunter fliesset.

Die äusserste Haut, welche das Auge umgiebt, ist weiß, und dünne, wie die Haut aus einem Ey, und im höchsten Grade empfindlich. Sie hat Pulsadern, Blutadern, und Nerven,

Nerven, die alle unbeschreiblich fein sind. Im gesunden Zustande führen sie nur durchsichtige Theile des Bluts, die keine Farbe haben. Weil nun diese Haut weiß, und Weiß diejenige Farbe ist, welche alle Lichtstrahlen am stärksten zurückwirft; so dient diese Haut, alle diejenigen Strahlen zurückzuwerfen, welche nicht auf die Hornhaut, und Pupille fielen; bewahrt also das Auge gegen das Eindringen zu starken Lichts.

Unter der weissen und cellulösen Haut liegt eine andre, die harte genannt, welche auch das ganze Auge umgiebt. Sie besteht aus vielen über einander liegenden Blätterchen, oder Lamellen, die aber so fest in einander verwachsen sind, daß sie nicht von einander können geschieden werden. Sie entsteht aus dem Zusammenfluße der Sehnen der Augenmuskeln. Sie giebt dem Auge Festigkeit, und ist gleichsam das Skelet, woran die übrigen Häute gezogen, und die Feuchtigkeiten geordnet sind.

In der harten Haut ist in der Mitte des Auges ein Loch, worinn die Hornhaut, auf eine eben so künstliche, als sichere Art, eingepasset ist.

Diese Hornhaut, ist durchsichtig, und bestehet aus vielen über einander liegenden Blätterchen, die mit dem allerklärsten Wasser durchzogen sind. Dieses Wasser, welches die Blätterchen der Hornhaut aus einander spannt, verursacht die Durchsichtigkeit und Klarheit derselben. Die Lichtstrahlen also, welche die Bilder der Gegenstände im Auge mahlen sollen, können durch diese Haut ungehindert durchfallen.

Wenn wir nicht mit der äussersten Unbequemlichkeit den Kopf beständig herumdrehen sollten, um einen Gegenstand zu betrachten; so mußte das Auge selbst mannigfaltige Bewegung haben. Diese wird durch sechs Muskeln bewürkt, welche alle aus der Augenhöhle von den Häuten des Sehnervens her entspringen, im Anfange schmal sind, bald breiter werden, und endlich sich in die harte Haut verlieren. Der anziehende Muskel dient das Auge nach der Nase hin zu ziehen, der entgegen gesetzte, abziehende zieht es nach den Schläfen. Der aufhebende zieht es in die Höhe, der entgegengesetzte, herunterziehende aber nach unterwärts. Der eine schiefe zieht es schief oberwärts, der andere schief unterwärts.

Unter der harten Haut lieget die Aderhaut, die aus zwei Lamellen besteht, davon die innere mit einer sehr schwarzen Farbe, als mit Tusch oder Ruß, überzogen ist. Die äussere ist ein netzförmiges Gewebe, von zellichten Fibern, Nervenfäden, und Gefäßen.

An dieser Aderhaut liegt vorne im Auge die runde, und vielfarbigte Haut, welche Farbenhaut, oder iris, genannt wird.

Sie ist fast in jedem Auge an Farbe verschieden; der vordere Theil dieser Farbenhaut bestehet aus sehr vielen Fäserchen, die, wie Strahlen eines Zirkels, vom Mittelpunkt nach dem Umfange gehen. Mitten in derselben ist ein Loch, welches auswärts, als ein runder schwarzer Fleck aussieht, und der Stern, oder Pupille genannt wird. Je nachdem mehr, oder weniger Lichtstrahlen auf die Farbenhaut fallen, ziehen sich diese Fäserchen zusammen, oder erweitern sich. Fallen viele Lichtstrahlen

ins

ins Auge, und werden die Fäserchen stark gereizt, so ziehen sie sich stark zusammen, und der Stern im Auge wird kleiner. Werden der Lichtstrahlen weniger, so lässet der Reiz nach, und der Stern wird grösser.

Damit die verschiednen Theile des Auges Nahrung empfangen, und wachsen könnten; so mußten im Innern desselben viele Blutgefässe liegen, durch welche dieser Nahrungssaft zugeführt würde. Diese Blutgefässe enthält die Traubenhaut, welches die innere Lamelle der Aderhaut ist, und die vermöge des schwarzen Leims, der sie bedecket, alle Lichtstrahlen verschlucket, die noch etwa darauf fallen möchten; und dadurch hindert, daß keine andere, als die durch die Pupille einfallende Lichtstrahlen, bis auf den Sehnerven treffen.

Zwischen der Hornhaut, und der Farbenhaut ist ein Raum, der zum Unterschiede von einem zweiten, die vorderste Kammer genennt wird. In diesem Raume finden sich etwann fünf Tropfen wässerichte Feuchtigkeit, die das Gewicht von einem, bis anderthalb Gran ausmachen möchten. Diese Feuchtigkeit ist zum Sehen unentbehrlich, und wenn sie, durch eine Beschädigung der Hornhaut, auch nur auf eine kurze Zeit dem Auge fehlt; so versagt dasselbe doch gleich seine Dienste.

Um das Loch der Farbenhaut läuft ein runder Ring, welcher an die Farbenhaut angewachsen ist. An diesem Ringe liegen frey ungefähr siebzig Fäserchen, die nur gegen das Ende an der Farbenhaut weiß werden, sonst schwarz sind. Diese Fäserchen sind Nerven, mit Adern vermischt. Jene dienen

dazu, daß sie die crystallne Linse vorwärts, oder nach innen hinein ziehen.

Diese Linse ist eine vollkommen durchsichtige Masse, die von jenen Fäserchen umgeben ist. So durchsichtig sie auch ist, so besteht sie doch aus mehr denn zweitausend kleinen Lamellen, zwischen welchen sich eine wässerichte Feuchtigkeit befindet. Die ganze Linse ist mit einem feinen, hornartigen, aber durchsichtigen Häutgen umgeben. Diese Linse sammlet die Lichtstrahlen, und ist also ein nothwendiges Werkzeug des Sehens. Wird sie verdunkelt, oder ganz undurchsichtig, so ist das Sehen unmöglich. Wird sie durch eine Operation aus dem Auge herausgenommen, oder auch nur von ihrer Stelle gerückt, und seitwärts niedergedrückt; so bleibt das Auge immer unvollkommen, und ein erhabnes Glas muß beym Sehen die Stelle der Linse vertreten. Diese Linse lieget auf einer etwas weniger dichten, aber doch eben so durchsichtigen Feuchtigkeit, welche man die gläserne nennt. Diese gläserne Feuchtigkeit wird auf der innern Seite ganz von einer sehr feinen, empfindlichen Haut umgeben, welche das Netzhäutchen heisset. Es ist ein Gewebe von Nerven, die aus dem markigten Theile des Sehnervens hervorsprossen. Ausser diesem Zusammenhange mit dem Sehnerven, lieget sie ganz frey. Auf dieses Häutchen fallen alle durch die Pupille, Linse, und gläserne Feuchtigkeit eingedrungene Lichtstrahlen; und weil sie in einer Art von Wölbung die Feuchtigkeit umgiebt, so werden hier also vollständig die Bilder der Gegenstände entworfen.

Da nun dieses Häutchen mit dem Sehnerven zusammenhängt, und gleichsam in derselben sich endet; dieser Nerv aber eine Fortsetzung des Gehirns ist, und von den fortgeführten Hirnhäuten umgeben ist; so kommen auch die Erschütterungen, welche die Bilder auf dem Netzhäutchen erregt hatten, ins Gehirne, und so als Empfindungen in die Seele.

Man kann das Auge mit einer Camera obſcura vergleichen. Die Strahlen werden in ein verfinstertes Zimmer geworfen, welches durch die schwarze Haut verursachet wird, die Bilder entwerfen sich auf dem Netzhäutchen, als auf einer weissen Wand; auch ist eine crystallene Feuchtigkeit da, die dem Auge das ist, was der Camera obſcura das Linsenglas. Aber wäre das Auge einer Camera obſcura völlig gleich, und bestände nur aus einer erhabenen Linse, so würden viele Mängel daraus entstehen. Die Bilder würden durch die verschiedene Brechbarkeit der Strahlen unordentlich entworfen werden, und würden an den Rändern Regenbogenfarben haben. Ferner würden nur diejenigen Bilder auf der Netzhaut des Auges sich deutlich entwerfen, die in der Mittellinie der Linse, in der Axe derselben einfielen. Man würde also nur ein sehr kleines Feld übersehen können. Die Gegenstände würden uns überdem ungemein dunkel vorkommen, weil nur weniges Licht durch eine Linse eindringen könnte. Aber da die Pupille eine beträchtliche Grösse, über das Verhältniß der Linse, gegen die Camera obſcura hat; so kann Licht genug durch diese Oefnung fallen.

Damit wir ein großes Feld von Objekten übersehen könnten; damit wir nahe und fern, und zugleich deutlich, und mit genugsamen Lichte sehen möchten; so wurden dreierley Feuchtigkeiten, die wässerichte, die crystallene, und die gläserne im Auge geordnet. Und diese verschiedne Arten von Feuchtigkeiten mußten noch so an einander gesetzt, und in solchen Figuren mit einander verbunden werden, daß sowohl die nahe bey der Mittellinie, als ferne davon einfallende Objekte mit gleicher Deutlichkeit gesehen würden, und daß eine sehr große Oefnung nicht schadete. Deswegen wurden nun diesen verschiedenen Feuchtigkeiten eine solche Figur gegeben; sie mußten in solchen krummen Linien sich ziehen, die man gar nicht berechnen, nicht nachzeichnen könnte, die verschieden brechende Flächen haben müßten, damit gerade und schiefstehende, nahe und entfernte Bilder, helle und deutlich vorgestellt würden, ohne Verwirrung zu verursachen.

Von jedem Punkte eines Objekts prallen Lichtstrahlen nach allen Seiten zurück, einige von denselben erreichen das Auge des Sehenden. Von diesen fallen einige auf die weisse Haut, einige auf die Hornhaut. Die auf die weisse Haut fallenden prallen, ohne zum Sehen zu dienen, wieder ab. Und auch nicht alle auf die Hornhaut fallende, dienen zum Sehen; nur die, welche in spitzen Winkeln einfallen, erreichen die Pupille. Die in stumpfen Winkeln einfallende kommen bis an die Farbenhaut, und werden von da zurückgeworfen. Auch nicht alle, die durch die Pupille kommen, können zum Sehen dienen; einige fallen auf die schwarze Aderhaut, zwi-

schen

schen die gläserne Feuchtigkeit und Farbenhaut hinein, und werden von jener Aderhaut verschluckt. Nur die Strahlen, die in solchen Winkeln einfallen, daß sie erst durch die Feuchtigkeiten des Auges gehörig gebrochen werden, berühren das Netzhäutchen. Von einem Objekte treffen denn also nur diejenigen Strahlen die Pupille, die nicht zu weit aus einander gefahren sind, und die also keine Unordnung im Auge machen können.

Der Sehnerv gehet von dem Gehirn so schief ins Auge, daß eine senkrecht durch den Mittelpunkt gezogene Linie, ihn nicht berühren würde. Dieses ist eine wohlthätige Einrichtung, für das Auge. Denn auf dem Sehnerven selbst, mahlt sich kein Bild. Läge nun derselbe recht mitten im Auge; so würden die Strahlen, welche gerade auf den Nerven treffen, sich nicht sammlen; folglich würde der Theil des Objekts, der gerade gegen den Sehnerven über wäre, kein Bild im Auge machen: ein größeres Objekt würde also in unserm Auge durchlöchert erscheinen; ein kleineres würde gar nicht empfunden, oder gesehen werden. Nun ist aber der Ort des Netzhäutchens, wo der Sehnerv eintritt, entfernt von dem Mittelpunkt des Auges; die Sehnerven gehen schief ins Auge, und nun mögen die Strahlen von einem Gegenstande einfallen, wie sie wollen, so ist es nicht möglich, daß sie auf beyde Sehnerven zugleich treffen, und also unempfunden bleiben können.

Nach vielfachen und genauen Versuchen hat sich befunden, daß eine Sache mit beyden Augen betrachtet, ohngefähr um ein Dreyzehntheil heller erscheint, als wenn man sie mit einem Auge ansähe.

* *
*

Man hat geglaubt, daß die Thiere grösserer Art sieben mahl so lange leben, als die Zeit ihres Wachsthums dauert. Nach diesem müßte das Alter eines Pferdes acht und zwanzig, und eines Elephanten einhundert und vierzig Jahre seyn; der Mensch aber müßte natürlich acht und neunzig Jahre alt werden; vorausgesezt daß er wenigstens vierzehn Jahre wüchse.

Ein Mensch mittlerer Grösse dünstet auf den Tag ungefähr acht und sechzig Loth aus, oder gegen fünf und dreißig Cubiczoll.

Die Oberfläche des Körpers eines mittelmäßigen Menschen ist ohngefähr sechzehn Quadratfuß, und der Druck der Luft auf diese Oberfläche, ist 36576 Pfund.

Der Unterschied der dickeren, oder feineren Luft, in einem und demselben Aufenthalte, macht doch eine Veränderung im Druck auf den menschlichen Körper von 3450 Pfund; so daß zu einer Zeit so viel Last mehr auf den Körper druckt, als zu einer andern Zeit. Ja, wenn der Barometer nur um eine Linie fällt; so macht das schon eine Veränderung von hundert und acht und dreißig Pfund.

Die Haarröhren, oder feine Adern, durch welche das Blut im menschlichen Körper sich hindurch arbeitet, machen sechzehntausend Menschenlängen aus; wenn man alle ihre Krümmungen auswickelt, und als gerade Linien annimt.

Die Bewohner der kältesten Gegenden des Russisch-Asiatischen Reichs haben in ihren unterirdischen Kammern,

wo

wo sie schlafen, eine Wärme von sechs und vierzig Grad; und eben dieselben stehen in der Luft zuweilen eine Kälte von sieben und achtzig und einen halben Grad aus: folglich sind sie innerhalb eines Tages einer Veränderung, von hundert und drey und dreißig und einem halben Grade ausgesetzt.

Stärke, Geschicklichkeit.

Grosse Leibesstärke ist etwas sehr nützliches, und wünschenswürdiges. Wie viele haben derselben die Erhaltung ihres Lebens, in vielen Unglücksfällen zu danken! man glaubt auch, daß der Mensch unter allen Thieren von seiner Grösse, das stärkste Geschöpf sey. Es müßte eine ausgewachsene Mannsperson sehr verzärtelt seyn; wenn sie nicht anderthalb Zentner von der Erde sollte aufheben können. Aber tägliche Uebung, verstärkt die natürliche Kraft auf eine unglaubliche Weise.

Milo aus Croton bewies dieses durch sein Beyspiel. Er trug alle Tage ein Kalb, einige hundert Schritte weit. Da das Kalb allmählig anwuchs, und zu einem schweren Ochsen ward, so hatte er auch unterdessen so an Stärke zugenommen, daß er auch den Ochsen zu tragen im Stande war. Dieses sein Kunststück wies er bey den olympischen Spielen, zum größten Erstaunen von ganz Griechenland; und trug den Preis davon. Da er aber im Zutrauen auf seine Stärke, einst eine vom Blitze gespaltene Eiche ganz entzwey reissen wollte, und diese schnell wieder zusammenschloß; soll er, mit beyden Armen eingeklemmet, und in dieser Stellung von den Wölfen zerrissen worden seyn.

Ein

Ein Grieche Polydamas konnte einen, mit zwey Pferden bespannten, Wagen so fest halten, daß er nicht von der Stelle kam, obgleich die Pferde gesund und stark waren, und alle ihre Kräfte anwandten. Einen so starken Mann wollte der König in Persien an seinem Hofe haben, und selber Proben seiner Stärke sehen. Da nun dieser Grieche nach Susa gekommen war; so stellte ihm Darius drey ausgesuchte Männer, aus seiner Leibwache entgegen. Polydamas aber erlegte alle drey.

Eine nützliche Geschicklichkeit ist auch das Laufen. Die Griechen stellten auch hierinn zur Ermunterung Kampfspiele an, und der beste Läufer wurde mit der größten Ehre, und mit Geschenken belohnet.

Die besten Läufer sind immer die Wilden gewesen. Die Hottentotten können so gut laufen, daß es vergebens ist, sie mit einem Pferde einhohlen zu wollen. Kein Tiger, kein Löwe wird einen Hottentotten im Lauf erreichen können. Die Amerikaner sollen den Orignal, ein Thier, welches so schnell ist, als ein Hirsch, im Lauf einhohlen, mit Stricken umwerfen, und lebendig fangen, oder mit Prügeln und Aexten todt schlagen.

Es giebt in der Hauptstadt von Persien, Ispahan, Läufer von Profeßion, welches die Boten des Hofes in den Provinzen sind. Diese sollen in vierzehn oder funfzehn Stunden dreißig französische Meilen laufen.

Es hat Schwimmer gegeben, welche über einen See, der eine teutsche Meile breit war, geschwommen sind; welches

ches viel ist; weil der Mensch, um zu schwimmen; einen starken Widerstand brechen, und alle seine Kräfte anwenden muß. Viele schwimmen mehrere Meilen weit, einen Fluß herunter. Sind sie müde, mit den Händen zu rudern; so legen sie sich auf den Rücken, und schwimmen mit den Füßen. Einige haben es so weit gebracht, daß sie sich ganz ins Wasser stürzen, und an den Boden wegkriechen; oder unter dem Wasser fortschwimmen, und sehr weit von dem ersten Orte wieder hervorkommen. Ein solcher Schwimmer hat in einem Kriege der Griechen, seinen Landesleuten, gegen die Perser, einen großen Dienst gethan. Er schwamm mit einem scharfen Messer bewafnet, unter dem Wasser nach den persischen Schiffen, und hieb die Ankertaue entzwey, dadurch die Schiffe ins Meer getrieben wurden, und zerscheitern, die Mannschaft der Schiffe aber den Griechen in die Hände fallen mußten.

Wenn man eine schöne Aussicht in eine mit glücklichen Menschen bewohnte, wohl angebaute Gegend vor sich hat; sollte man sich kaum bereden lassen, daß eben diese Gegend ihr selbst überlassen, eine öde Wildniß werden würde, und gewesen sey, ehe Menschenhände die wilde Natur in eine schöne Ordnung gebracht. Indessen ist doch gewiß, daß die vereinigten Kräfte vieler Menschen dazu erfordert würden, wenn der größte Theil des Erdballs nicht bloß angenehm und geschmückt, sondern auch nur erträglich, und bewohnbar seyn solte. Aber was auch viele tausend Aerme von einem Entwurfreichen, unternehmenden Kopfe geleitet, auszurichten vermögen,

mögen, das beweisen unglaublich grosse, dauerhafte Werke der alten und neuern Zeit.

Rom bauete Strassen, welche iezt noch unzerstörbar scheinen; und um einige Meilen abzukürzen, oder besseres Wasser zu trinken, verbanden sie durch vielfach auf einander gesetzte Säulen, und Gewölbe, Berge mit Bergen. Ein Meer wurde in Egypten mit Menschenhänden gegraben; unermeßliche Steinklumpen, die Pyramiden, in Sandwüsten, bey hunderten aufgeführt; und die Fruchtbarmachung des Landes vom Nil aus durch Grabung vieler tausend Kanäle weiter verbreitet. In den unterirdischen Grabgewölben der Aegypter, liegt ein ganzes Volk begraben. Die balsamirten Körper oder Mumien, finden sich in aufrecht stehenden Särgen, deren jedes in seiner eignen Kammer steht. Das ganze ist mit unglaublicher Mühe in einem Berge ausgehauen, der aus Kalkstein mit Versteinerungen besteht, und auf welchem Pyramiden errichtet sind.

In China begränzt viele hundert Meilen lang, eine ungeheure Mauer die nordliche Grenze. Eben dasselbe Reich theilet der grosse oder Königskanal, in das nordliche und südliche. Er fängt in der Landschaft Peking an, und durch ihn kann man zu Wasser bis nach Canton kommen. Der eigentlich gegrabne Canal macht ungefehr 250 Meilen aus, und die Seen und Bäche, welche er in seiner Richtung mitnimt, und verbindet, etwann eben so viel.

Die Steingruben bey Mastricht können über 80000 Menschen fassen. Das darüber liegende Sandsteinbette, 160

Fuß

Fuß dick, wird von mehr als tausend Pfeilern getragen, die über zwanzig Fuß hoch, und regelmäßig aus dem ganzen Felsen gehauen sind.

In den Pohlnischen Salzgruben bey Willicza arbeiten beständig wenigstens fünfhundert Menschen, und über vierzig Par Pferde, die also unter der Erde Stall und Raum zur Futterung, und zum beständigen Aufenthalt haben. In diesen weiten Gruben sind von dem durchsichtigen, und reinem Steinsalz Pfeiler gehauen, und zur Unterstützung des Gewölbes stehen gelassen, die weitläuftige Säle formiren; in deren Abtheilungen Crucifixe, Bilder, Altäre von eben dem Salze ausgehauen sind. Da auf den klaren glänzenden Stein der Schein der Lichter, und Fakkeln eine sehr gute Wirkung thut; so giebt das ganze eine Aussicht, die das Auge völlig einnimt, und fesselt.

Bey Lancaster in Engelland ist ein Canal in ein Gebürge gehauen, welcher nicht nur dient, das Wasser von den Steinkohlengruben abzuführen, sondern den man auch viertausend Fuß weit in den Berg hinein beschiffen, und vermöge desselben die Steinkohlen von ihren Plätzen, oder Lagen, wo sie gebrochen werden, mit Kähnen abhohlen kann.

Gewohnheit, Krankheiten.

Wie sehr der Mensch durch schlechte Gewohnheiten sich verschlimmern, ja bis zum thierischen herunter setzen kann, zeigen folgende Beyspiele.

Maximin,

Maximin, einer von den römischen Kaysern, soll täglich 40 bis 60 Pfund Fleisch gegessen haben. Dem Kayser Maximilian wurde ein Nordländer vorgestellet, welcher in seiner Gegenwart ein Kalb und ein Schaf schlachtete, und mit Eingeweide, und allem bis auf die Knochen aufzehrete.

Der Pater Paulian thut in seinem Wörterbuch der Naturlehre eines Steinfressers Erwähnung, den er einen Wilden nennt, und den er selbst gesehen und untersucht hat. Er wurde von einem Holländischen Schiff auf einer kleinen nordischen, sonst unbewohnten Insel angetroffen, und nach Frankreich gebracht. Er aß nicht allein Kieselsteine 1½ Zoll lang und 1 Zoll breit, sondern machte sich auch aus zerstossenen Kieseln, Feuersteinen und Marmor einen Teig, der sein größter Leckerbissen, und zugleich die gesündeste Speise für ihn war. Gemeiniglich aß er 25 Kiesel den Tag. Er hatte einen sehr weiten Schlund, sehr grosse Zähne, und einen corrosiven Speichel. Sein Leben war zwischen essen, Tobakrauchen, und schlafen getheilt.

Ein nicht weniger berüchtigter Fresser ist Joseph Kohlniker aus Passau. Er war gesund, über 6 Fuß lang, und ungewöhnlich stark von Muskeln. Seine Großmutter und Mutter waren beyde Vielfresserinnen, letztere wurde aus Hunger rasend, und fraß, wie man sagt, ihr eigenes Kind; in ihrer Raserey gebahr sie auch diesen Joseph. Schon in seinem dritten Jahr fieng er aus übermässigem Hunger an, Steine zu verschlingen; als er älter wurde, thaten ihm gewöhnliche Speisen allein gar

kein

kein Genüge mehr, und wenn er auch noch so viel verschlang. Bey der Kayserlichen Armee wurde er seines Appetits wegen abgedankt, nachdem man ihn schon für acht Mann einquartiert hatte. Bey einer Reise nach Amsterdam schleppte er 260 Pfund Steine mit; weil dort, wie er erfahren hatte, die Kiesel rar sind. Er sagte, unter alle Speisen müßte er Steine mischen, sonst sättigten sie ihn nicht; er könnte sich aber mit blossen Steinen auf acht Tage behelfen; alsdann aber wäre sein Appetit ausserordentlich, und müßte, wie er sich ausdrückte, Gott denen gnädig seyn, wo er hinkäme. Mit unter aß er auch Hutfilz und alles, was ihm in den Weg kam, nur Stockfisch und Käse konnte er nicht vertragen. Zu Dresden aß er einmal innerhalb acht Stunden zwei Kälber, eins gebraten, und eines gekocht, und trank dazu zwölf Maas Wein; und in Braunschweig verschlang er 25 Pfund Fleisch, mit 25 Bouteillen Wein, in sieben Stunden. In seinem Getränke war er nicht delicat; es war ihm gleichviel, ob es Wein, Wasser, Bier, oder Brantewein war: doch mußte er leztern aus weiten Gefässen trinken, sonst stieg er ihm zu Kopf. Er war in seinem Leben nie krank; hat nie über Magenschmerzen geklagt; und starb endlich zu Ilfeld 1771 an einem Schlagfluß. Als er den Abend vorher in diesen Ort hinein gieng, freute er sich noch über die appetitlichen Steine, die er hier erblickte.

Krankheiten, die den Kopf angreifen, können dem Verstande des einsichtsvollesten Menschen gefährlich werden; ja ihn in kurzer Zeit völlig dumm machen, und mit sehr thörichtem Wahn erfüllen. Ein solcher Unglückliche hat sich eingebildet,

Bayerische Staatsbibliothek München

alle Schiffe, welche mit Kaufmannsgütern in den Hafen zu Athen einliefen, seyen sein Eigenthum, und freute sich recht herzlich, daß er nun so reich geworden. Ein anderer bildete sich ein, er habe eine so lange Nase, daß er das Ende nicht mit seinem Arm erreichen könne. Dieser Unglückliche getraute sich nicht einmal aus dem Fenster zu sehen, aus Besorgniß, seine lange Nase möchte ihn auf die Straße herunterziehen, und er möchte den Hals brechen.

Eine Krankheit hatte den Kopf eines sechzigjährigen Greises so angegriffen, daß er sein Gedächtniß ganz verlohren hatte. Er wußte weder seinen Namen, noch den Namen seiner Frauen, oder seiner Kinder. Er konnte nicht drey Worte zusammensetzen: kaum hatte er das erste ausgesprochen, so hatte er es schon wieder vergessen, und bey dem zweyten vergaß er so gar, was er hatte sagen wollen. Da er wieder so weit hergestellet war, daß er vernünftig reden konnte, und ein Buch zur Hand nahm, um sich mit Lesen die Zeit zu vertreiben; sahe er erst, daß er alle Buchstaben vergessen hatte. Er mußte also von neuem lesen lernen, und hatte es auch in Zeit von sechs Wochen durch Hülfe seiner Frau so weit gebracht, daß er die Fiebel zweimal durchgelesen hatte.

Ein großes volkreiches Land, kann in kurzer Zeit durch die Pest von Menschen entblößet werden. Denn, wer einen mit der Pest behafteten Menschen anrühret, oder solche Sachen träget, in welche die Ausdünstungen, oder der Schweiß eines verpesteten gezogen, der fällt in die gleiche Krankheit. Daher sucht auch jeder kluge Regent, sein Land vor solchem

Uebel

Nebel zu verwahren. Man zieht einen Kordon an den Gränzen; es werden Pesthäuser aufgebauet, worinn man die Angesteckten versammlet; man läßt weder Lebensmittel, noch Waaren, noch irgend eine Sache ins Land kommen; die ausgestellten Wachen bekommen Ordre, auf den Widerspenstigen sogleich Feuer zu geben; die Briefe sogar werden nicht mit den Händen, sondern mit eisernen Instrumenten angefaßt, und geräuchert, damit der giftige Dunst nicht schade.

So gar Leute, an welchen man noch keine wirkliche Krankheit siehet, müssen eine gewisse Zeitlang an den Gränzen liegen, wenn sie aus einem Lande kommen, wo die Pest wüthet; damit man gewiß wisse, ob sie angesteckt seyen, oder nicht. In den Seehäfen dürfen Schiffe, welche in einer Gegend gewesen, die von der Pest angesteckt ist, nicht einlaufen; oder wenn sie eingelassen werden, so weiset man ihnen einen Platz an, und die Mannschaft des Schiffes wird in ein zu dem Ende erbautes Lazareth gebracht; von wo sie vierzig Tage lang nicht nach der Stadt, oder in bewohnte Orte gehen kann. Ist die Pest schon in eine Stadt eingedrungen; so werden die angesteckten Häuser verschlossen, und eine Wache vor selbige gestellt. Alle Kleidungsstücke, die der an der Pest gestorbene zuletzt trug, werden verbrannt; ja, wenn es ohne Gefahr geschehen kann, so gar das Haus, in welchem solche Personen gewohnt haben.

An einigen Orten wüthet die Pest alle Jahre; als in Aleppo, Cairo, Constantinopel, und mehreren türkischen Städten. Die Bewohner scheinen zu unwissend zu seyn, und

zu unreinlich zu leben, als daß es ihnen möglich wäre, diesem Uebel vorzukommen. Im funfzehnten Seculum, tödtete die Pest in Paris über 40000 Menschen. Einige Jahrhunderte vorher war eine so schreckliche Pest in den nördlichen Ländern, daß das sonst stark bevölkerte Norwegen so an Menschen entblößet wurde, daß es sich bis jetzt noch nicht hat wieder erholen können. Strecken von zehn Meilen waren an einen Erben gefallen, der von einer weitverbreiteten Familie allein übrig geblieben war.

Was die Pest noch schrecklicher macht, sind die Ausschweifungen, welche alsdann verübet werden. Wenn diejenigen, welche bestellet sind, das Volk in Ordnung zu halten, mit ihrer eignen Erhaltung genug zu thun haben; wenn die Aemter und Bedienungen leer werden, ohne daß man sie wieder sogleich besetzen kann; so thut jeder was er will. Man raubt, man mordet so gar, ohne sich zu scheuen. Einige schwelgen sich zu Tode, weil sie glauben, daß sie ohnedem bald alles verlassen müssen. Zuweilen ergreifen auswärtige Feinde eine solche Gelegenheit, verwüsten das Land, und nehmen weg, was ihnen beliebt.

Vaterrechte.

Es scheinet, als ob verschiedene Völker die Kinder so lange nicht für Menschen gehalten, als sie unfähig waren, für sich selbst zu bestehen; indem sie den Vätern eine vollkommene Gewalt über Leben und Tod derselben gegeben haben; da doch übrigens der Todschlag bey ihnen verboten war. Bey

den Griechen konnte man ein neugebohrnes Kind aussetzen, und dasselbe verhungern lassen. Dieses scheinet auch bey den Römern, und Persern erlaubt gewesen zu seyn. In Sparta war es eine Pflicht eines jeden Bürgers, ein kränkliches oder übel gebildetes Kind auszusetzen, damit der Staat aus lauter wohlgewachsenen, starken Männern bestände. So grausam dieses im Anfang scheinet, so wird diese Vorstellung doch gemildert; wenn man bedenkt, daß die Anzahl der kränklichen Kinder sich desto mehr muß gemindert haben, je kleiner die Anzahl kränklicher Eltern gewesen. Bey den Kindern Israel mußte eine Mißgeburt, gleich nach der Geburt, erwürget werden. Merkwürdig ist, daß in Rom, demjenigen Staate, wo die väterliche Gewalt beynahe ohne Schranken war, dessen ohngeachtet die Liebe zwischen Vater, und Kindern immer sehr groß gewesen; und die Beyspiele sehr selten sind, da ein Vater sich aller seiner Rechte bedienet hat. Obgleich man es billig auf die Empfindungen sollte können ankommen lassen, welche der Anblick eines armen, hülflosen, unschuldigen Geschöpfs, dem man selbst einmal gleich gewesen, in jedem Vater erregen müßte; so haben doch wohleingerichtete Staaten sich selten völlig darauf verlassen. Denn gewöhnlich sind hier die Kinder dem Staate zugehörig, und der Vater hat nur so viel Recht, als der Staat demselben abtreten will. Wenn es wahr ist, daß die Macht eines Landes auf der Anzahl gesunder und wohlerzogener Einwohner beruhet, so ist es nothwendig, daß das Land selbst für die Erhaltung der Kinder sorge.

Aufnahme unter ein Volk.

Der Mensch wird frey gebohren, das ist, er ist keinem andern Menschen unterworfen, als in wie weit er sich demselben, wenn er in die Jahre der Ueberlegung kommt, unterwerfen will. Den Aeltern aber hat die Natur die Kinder so lange, beynahe unumschränkt, unterworfen, bis sie erzogen sind; oder, was eben so viel heisset, bis sie Vernunft gebrauchen, und sich selbst ernähren können. So bald der Mensch in die Jünglingsjahre tritt, so fangen die eigentlichen moralische Verbindungen an. Gleich alsdann sollte er auch bey sich genau untersuchen, ob er in eine der unzähligen menschlichen Gesellschaften treten wolle, und ob nicht vorzüglich in diejenige, unter deren Schutz er gebohren, und erzogen worden. Der Nutzen solcher Ueberlegungen, könnte auf vielerley Weise gezeiget werden. Zwar sind die meisten Menschen von ihrer Kindheit an, an ihren Geburtsort so geheftet, daß sie ihren ganzen Charakter verleugnen müßten, wenn sie mit Hinterlassung alles desjenigen, was nicht ihres, sondern des Landes ist, das Land ihrer Väter verlassen wollten.

In den democratischen Staaten bestehet die Aufnahme eines Menschen zu einem Bürger darin, daß er sich in der Rolle der Bürgerschaft einschreiben läßt, und den Landsgemeinen, und Versammlungen des Volks beywohnet. Weil in solchen Ländern jeder Bürger zugleich ein Soldat ist, so muß er sich ganz bewafnet zeigen, und seine Geschicklichkeit, nach dem Ziele zu schießen, beweisen. Bey den Römern legte der junge

Mensch

Mensch ein besonderes Kleid an, welches das Kleid aller Bürger war, und das männliche hieß; und so ward er auf eine feierliche Weise auf den Marktplatz geführt. In aristocratischen, und monarchischen Staaten wird aus dieser Sache weniger gemacht, indem man glaubt, der Menschen sicherer zu seyn. Wo aber eine ordentliche Aufnahme statt findet, da endiget sich dieselbe immer mit einem Eide, den der Aufzunehmende der Obrigkeit schwören muß. Merkwürdig ist es, daß das weibliche Geschlecht, dessen Glieder eben so gut moralische Geschöpfe, und in einem Staate eben so nothwendig sind, wie die des männlichen, dennoch nirgends auch nur einige Versprechungen gegen den Staat zu leisten hat; oder sich durch irgend eine äusserliche Handlung zur Gesellschaft bekennen darf.

Von dem weiblichen Geschlechte.

Viele alte Völker, als die alten Celten und Germanier haben geglaubt, daß etwas göttliches in diesem Geschlechte sich befinde, daher sie dasselbe auch zu allen wichtigen Berathschlagungen, oft vorzüglich gezogen haben. Noch jetzo haben die Yrokesische Matronen ihre eigene Rathsversammlungen, und der weibliche und männliche Rath zusammen genommen, macht erst die Sentenz gültig; da denn, in diesen vermischten Zusammenkünften, die Weiber sehr oft ihrer Meinung den Ausschlag zu geben wissen. Bey andern Völkern geht im Gegentheil die Unterdrückung dieses Geschlechts so weit, daß sie nicht viel besser als Sklaven behandelt werden. Bey allen

jagenden Nationen müssen die Weiber, ausser der Jagd, alle Geschäfte besorgen: Häuser bauen, Hausrath verfertigen, Kleider machen, das Vieh hüten; das, was die Jagd einbringt, auf alle Art zu nutzen suchen; und ihre, die meiste Zeit trunkene Männer bedienen, welche sie sehr oft noch dazu schlagen. Daher auch mehrere von solchen Weibern, wenn sie Mädchen zur Welt bringen, dieselbe sogleich erwürgen, damit sie nicht eben so tyrannisirt werden. Selbst bey den gesitteten Arabern waren die Weiber immer Mägde, und bedienten ihre Männer. Unter den Kalmucken, so wie bey den Otaheiten, darf kein Weib mit ihrem Manne zu Tische sitzen; sondern sie lebt von dem, was er übrig gelassen hat. Die Chineser sind zwar höflich gegen das andere Geschlecht, allein die eingebildete Schönheit der kleinen Füsse mag wohl erdacht worden seyn, um ihrer desto mehr mächtig zu bleiben. Mehrere afrikanische Könige haben eine Leibwache von Weibern, und man weiß, daß bey den Germaniern die Weiber in gleicher Reihe mit ihren Männern in der Schlacht, und tapfer gefochten haben. Man mögte bald daraus schliessen, daß das weibliche Geschlecht zu der Stärke der Männer erwachsen könne, wenn es von Jugend auf zu Leibesübungen angehalten würde; und es läßt sich begreifen, daß ehedem ganze Nationen von Weibern in Asien, am schwarzen, und caspischen Meere gelebt haben, welche eine Brust absengten, um den Bogen desto besser ansetzen zu können; ihre Kinder männlichen Geschlechts umbrachten; und vielen umliegenden Völkern furchtbar waren.

Ehestand.

Weil der Mensch, wenn er ein gesittetes Wesen werden soll, vieler Verpflegung und Anleitung in der Jugend nöthig hat, welche er nicht bekommen kann, wenn die Eltern nicht beysammen leben; so sind diejenigen grossen Männer, bey ihren Völkern, immer als Väter des Landes verehret worden, welche durch Gesetze, zwey Gatten zu einem häuslichen, gesellschaftlichen Leben verbunden haben. Diese Gesetze sind in verschiedenen Ländern sehr ungleich; jeder Gesetzgeber hat dieselben nach dem Zustande seines Landes, und der Gemüthsart seiner Einwohner eingerichtet. In Europa dürfen nur ein Mann, und eine Frau beysammen leben; in Asien und Afrika hingegen, kann ein Mann so viel Weiber nehmen, als er will. Die grossen Herren sehen ein grosses Harem, als einen Theil ihres Staates an. In Afrika ist immer eine von den Frauen die vornehmste, die übrigen sind Sklavinnen, und derselben unterworfen. Bey den Asiatischen grossen Herren ist diejenige die vornehmste, welche sich bey demselben am besten einschmeicheln kann; daher denn beständige Feindschaften in solchem Harem sich äussern. In Congo verheyrathet man sich auf ein, zwey und mehrere Jahre. Bey andern Völkern hingegen, wurde die Trennung für etwas höchst schimpfliches angesehen.

Bey allen Völkern sind die Heyrathen Veranlassungen, wo man sich der Freude, und dem Vergnügen gänzlich überläßt. Die Ceremonien bey diesen Gelegenheiten sind beynahe

in jedem Dorfe anders: alle aber dienen, die genaue Verbindung, welche zwischen zween Eheleuten ist, anzuzeigen, und das Angenehme und Unangenehme vorzustellen, welches man in diesem Stande antrift. Weil das weibliche das schwächere Geschlecht ist, und des Schutzes bedarf; so ist es unter allen Völkern für eine Art von Unglück angesehen worden, wenn ein Mädchen keinen Ehemann gefunden. Die Babylonier scheinen es klug genug angefangen zu haben, um alle ihre Töchter an den Mann zu bringen. In jedem Bezirk wurden alle Jahr, auf einen gewissen Tag, alle mannbare Mädchen an einem Orte versammelt, wo sich die noch nicht verehlichten Jünglinge einfanden. Daselbst wurden zuerst die schönsten Jungfrauen den Meistbiethenden, gegen baares Geld zugeschlagen. Das aus diesem Verkauf gelösete Geld ward denen, die niemand kaufen wollte, zur Aussteuer zugetheilt, und auf diese Art erhielten die Babylonier, daß keine von ihren Töchtern unverehlichet blieb. So nöthig dem weiblichen Geschlecht eine Beschützung ist, so siehet dasselbe dennoch, unter verschiedenen Völkern, die Verehlichung für etwas trauriges an. In der Tartarey stehet derjenige, so sich um ein Mädchen bewirbt, in Gefahr, zerrissen zu werden; indem an dem Tage, da er eine Braut abhohlen will, alle ihre Gespielinnen sie vertheidigen; und dies gar nicht im Scherz; sondern so, daß üble Begegnung, und Härte gegen ihn lange genug fortgesetzt wird. Bey andern Völkern aber, als bey den Arabern, und auch bey einigen tartarischen Stämmen, ist die Anwerbung bequemer gemacht. Denn, da darf man sich nur mit so viel Stück

Vieh,

Vieh, als man die zukünftige Frau schätzet, zu dem Vater begeben, so wird ein ordentlicher Kauf geschlossen; und dem Käufer hernach, jedoch mit gewissen Ceremonien, seine Waare abgeliefert.

Blanca, Ludewigs des neunten, oder des Heiligen, Gemahlin, stieß eine Krankheit zu, und während dem Anfalle des Fiebers, der ein wenig lange dauerte, gab eine Hofdame, die dem Beyspiele der Königinn folgte, und auch ihr Kind selbst stillte, dem Ludewig die Brust. Da nun der Fieberanfall vorbey war, forderte die Königinn den Prinzen, und legte ihn an die Brust; verwunderte sich aber, da er nicht ziehen wollte. Sie fiel bald auf die Ursache, und fragte, ob jemand ihrem Kinde die Brust gegeben hätte? Die Dame, welche ihm diesen kleinen Dienst erwiesen hatte, meldete sich: anstatt aber Dank zu verdienen, bezeugte ihr Blanca ihren Unwillen, und steckte dem jungen Prinzen den Finger in die Kehle, daß er die Milch wieder von sich brach. Da dieses ziemlich gewaltsame Verfahren die Anwesenden in Verwunderung setzte, sagte sie zu ihrer Rechtfertigung zu ihnen: „Ey, verlanget ihr „wohl, daß ich mir den Titel einer Mutter soll rauben lassen, „den mir Gott und die Natur gegeben?"

Nachdem Grönland lange Zeit von den Europäern war aus der Acht gelassen worden, machte Jens Munk, ein Däne, im Jahr 1619 zuerst wieder den Versuch, dorthin Entdeckungen zu machen. Er verlohr aber in dem Winter, den er in Grönland zubringen mußte, sein ganzes Schifsvolk, bis auf zwey Mann. Diese standen mit ihm erst durch Krank-

heiten,

heiten, dann durch unsägliche Beschwerden auf der Rückreise, die sie in einem kleinen Fahrzeuge unternahmen, unglaublich viel aus; und dieser Versuch schreckte auf lange Zeit alle Dänen ab, nach Grönland hin etwas beträchtliches zu unternehmen. Ein Ehepaar in Norwegen war dazu ersehen, die Verbindung zwischen Europa, und diesem fast unbekannten Lande zu erneuern.

Hans Egede, Pfarrer im Stift Drontheim in Norwegen, hatte in der Geschichte gelesen, daß viele Norwegische Familien sich in Grönland niedergelassen; das Christenthum dahin gebracht; ja Kirchen und Klöster daselbst erbauet hätten. Nach näherer Erkundigung erfuhr er, daß vieler Versuche ohnerachtet, diese Küste nicht habe wieder gefunden werden können; daß wahrscheinlich sich das Treibeis um den Theil des Landes, den die Norweger bewohnt, zusammengebürgt haben müsse, und es unmöglich mache, hinan zu kommen. Egeden jammerte, daß die Nachkommen dieser Norweger itzt so ganz verlassen seyn, und allmählig wild, und den andern Grönländern gleich werden sollten. Er schrieb an die Bischöfe und Prediger umher, um sie zu ermuntern, eine Gesellschaft zusammen zu bringen, die Schiffe ausrüsten, und nach Grönland schicken wollte. Aber an allen Orten wurde sein Vorschlag abgewiesen. Ja, als man vernahm, daß Egede selbst Willens sey, nach Grönland zu gehen; so spottete der grosse Hause seiner, und seine Verwandte und Freunde nannten den Entschluß thöricht. Egede ließ sich nicht abschrecken, sondern bemühte sich nur seine Frau von der Güte seines Entschlusses zu überzeugen. Es gehörte

hörte auch nicht viel dazu, sie zu vermögen, mit ihm in dies unbekannte, rauhe Land zu ziehen. Nun legte er sein Amt nieder, und nichts sollte ihn mehr abhalten, baldmöglichst dahin zu schiffen. Die Kaufleute, welche er indessen zu ermuntern suchte, eine Handlung dahin zu eröfnen, wiesen alle sein Gesuch ab. Er reisete hierauf selbst nach Kopenhagen; und endlich gelang es ihm, den König Friedrich den Vierten selbst zu bewegen, daß er durch Empfehlungen an Kaufleute in Norwegen die Fahrt nach Grönland zu befördern suchte. Aber diese Empfehlungen des Königs blieben ohne Würkung; und es vergieng wieder ein Jahr, ehe Egede seinem Ziele näher kam. Indessen vermochte er viele durch seine Privatbemühungen, durch Vorstellungen und Bitten, daß sie zur Beförderung der Unternehmung zusammenschossen. Er selbst gab auch hier das Beyspiel; denn er unterzeichnete sich mit dreyhundert Thalern, welches sein ganzes Vermögen war. Es wurde ein Schiff ausgerüstet, welches in Grönland überwintern sollte; und man nahm alles, was zur Errichtung eines kleinen Hauses nothwendig war, mit. Egede wurde vom Könige zum Missionar unter den Grönländern ernannt, und bekam dreyhundert Reichsthaler Gehalt. So froh er selbst war, sich seinem Ziele nahe zu sehen; so entschlossen war auch seine Frau, ihn auf dieser gefahrvollen Unternehmung zu begleiten. Sie schifften sich, und ihre vier Kinder ein; und so giengen alle im May 1721 ab. Je näher sie nach einer zweymonathlichen Farth dem Lande kamen, desto mehr waren sie wegen des Eises in Gefahr. Egede, so wenig er an Seereisen gewöhnt

war,

war, munterte doch alle durch seinen Zuspruch auf, und legte selbst Hand an, um das Schiff durch das Eis durchzubringen. Man landete endlich, und fieng an, die Wohnung zum Winteraufenthalt zu erbauen. Sobald dies geschehen war, zog Egede mit seinen beiden Söhnen unter den Grönländern umher, um ihre Sitten zu erforschen, und ihre Sprache zu lernen; ja er hielt sich oft die Nächte hindurch in ihren garstigen Hütten auf.

Da die Grönländer allmählig Achtung für ihn faßten, und etwas von ihm zu lernen wünschten; so suchte er dadurch ihr Verlangen einigermaßen zu befriedigen, daß er durch seinen ältesten Sohn biblische Geschichten abzeichnen ließ, die er ihnen zu erklären suchte. Endlich lernte er mit vieler Mühe von ihrer Sprache so viel, daß er ihnen seine Gedanken mündlich eröfnen konnte. Auf solche Art brachte Egede die beiden ersten Jahre in Grönland zu, ohne einen Gehülfen zu haben. Nur seine entschlossene Ehegattin, unterstützte ihn nach Vermögen. Nie vermehrte sie durch Klagen über fehlende Bequemlichkeiten, oder über ihre einförmig traurige Lage seine Unruhe. Vielmehr suchte sie jeden Wunsch und Vorhaben zu befördern. Was er beschlossen hatte, das war auch ihr ein Gesetz. Und, wenn durch die vielen Schwürigkeiten und Hindernisse sein Muth geschwächt wurde; so war sie es, die ihn zur Beständigkeit ermunterte, und durch ihre Heiterkeit neu belebte. Nach Verlauf einiger Jahre hatte sein Unternehmen viel Hülfe, und Unterstützung erhalten. Es wurden ihm Geistlichen zur Hülfe geschickt; Zufuhre und Gemeinschaft von Europa her,

ward

ward besser unterhalten. Immer mehr von den wilden Grönländern fanden sich bey ihm ein; liessen sich auch in der Nähe der Dänischen Wohnungen nieder, und wurden getauft. Besonders mußte Egede bey allen Reisen, und Unterhandlungen mit den Grönländern gegenwärtig seyn; denn ihn achteten sie höher, als alle andere; ja seine Gegenwart allein war hinreichend, ein Gefecht zu unterbrechen, welches zwischen den Einwohnern, und den an einer neuen Küste sich zeigenden Dänen schon wirklich ausgebrochen war.

Da nach zwanzigjähriger, theils in Dänemark, theils in Grönland ununterbrochen fortgesetzter Bemühung, endlich die Früchte seiner Arbeit sich erfreulicher zeigten; so trug sich eine Veränderung zu, die alles, was mit so vieler Gefahr und Mühe gewonnen war, auf einmal vernichtete. Der König Christian der sechste, schickte Schiffe nach Grönland, mit dem Befehl, die ganze Colonie aufzuheben; alles wegzuführen, was allmählig dorthin geschaft war; auch alle Leute abzuhohlen. Es müßte denn seyn, daß Egede, oder einige andere freywillig dort bleiben wollten, die zwar Lebensmittel und andere Bedürfnisse auf ein Jahr behalten, sonst aber keine weitere Unterstützung hoffen sollten. Man kann sich vorstellen, welch ein Schlag diese Nachricht für Egeden war, da sie seine ganze Hofnung, die er so lange genährt, und der er so viel aufgeopfert hatte, niederschlug. Er versuchte es zwar, einige von den Dänen, oder einen von den Missionaren zu überreden, mit ihm dort zu verbleiben. Aber seine Versuche waren ganz vergebens. In dieser traurigen Lage war seine Frau vor-

züglich seine Stütze. Sie war es, die ihn selbst antrieb, in Grönland zu bleiben; und, so bald er nur das Hinderniß gewahr ward, welches den Befehl des Königs genau auszuführen nicht erlaubte, so nutzte sie diesen Schimmer von Hofnung, um Egeden zu bestimmen, daß er jenes Hinderniß zu seiner Absicht brauchte. Es fand sich nehmlich, daß die abgeschickten Schiffe bey weiten nicht alles mitnehmen konnten, was für Königliche Rechnung vormahls nach Grönland geschift war. Egede stellte also vor, wenn man, wie es doch nothwendig sey, so vieles zurückliesse, so würde, ehe andere Schiffe es abzuhohlen herkommen könnten, alles geraubt, und zerstört werden; der König also einen grossen Verlust haben. Nun wolle er, um diese Sachen zu bewahren, zurückbleiben, wenn man ihm zehn Mann Matrosen überliesse; mit deren Hülfe wolle er durch Fischen und Handeln so viel erwerben, daß dem Könige die Unkosten für diese zehn Mann ersetzt, und ein gewisses Geld für jeden Mann, der etwa durch Tode abgienge, dem Capitain erstattet werden könnte. Die Anführer fanden den Vorschlag vortheilhaft; zehn Mann, die Entschlossenheit genug hatten, wurden gefunden; und da alle andere sich einschifften, so blieb Egedens Gattin standhaft und zufrieden, daß ihr Mann seinen Lieblings Entwurf nicht aufgeben durfte, mit ihm und den Kindern zurück. Egede besorgte nunmehr Vorrath für den Winter; er und sein ältester Sohn wurden Fischer und Handelsleute, ohne den Religionsunterricht bey den Grönländern zu versäumen. So vergieng der Winter und Frühling, und im Sommer kamen Schiffe, welche die

Erlaub-

Erlaubniß des Königs mitbrachten, daß die Mission, so wie der Handel, sollten fortgesetzt, nur letzter sehr eingeschränkt betrieben werden. Egedens Standhaftigkeit hat man es also zu danken, daß die Gemeinschaft zwischen Dännemark, und Grönland seit der Zeit nie ist unterbrochen worden. Er selbst blieb noch zwey Jahre da, und setzte seine großmüthige Arbeit fort. Seine Frau, die ihre Kräfte aufgeopfert hatte, um den Mann bey seinem edlen Unternehmen zu unterstützen, unterlag endlich den Beschwerden, und starb: und nun erst entschloß sich der alte und entkräftete Egede, Grönland zu verlassen. Sein ältester Sohn, welcher einige Jahre in Kopenhagen studiert hatte, übernahm die Mission, und das ganze Geschäfte des Vaters; dieser reisete nach Kopenhagen zurück, wo er angehende Missionarien in der Grönländischen Sprache unterrichtete; bis ihn auch in diesem Geschäfte sein ältester Sohn ablösete, dessen Stelle in Grönland dagegen der jüngere Bruder vertrat.

Aberglauben, Religionsbegriffe.

Es scheinet, daß die Aegypter in den ältesten Zeiten richtige Begriffe von Gott, als dem höchsten Wesen, gehabt haben, welches sie unter dem Namen Osiris anbeteten. An dessen Tempel, zu Sais, stand diese merkwürdige Aufschrift: „ich „bin alles, was gewesen ist, und seyn wird, und meinen „Schleyer hat noch kein Sterblicher aufgedeckt.“ Dessen ungeachtet fiel Aegypten in einen so grossen Aberglauben, dergleichen

chen man sonst bey keinem Volke gesehen hat. In einigen Städten wurde verschiedenen Thieren, und in andern einigen Pflanzen, göttliche Ehre erwiesen. Es wurden lebendige Thiere in den Tempeln ernähret, zu deren Unterhalt waren gewisse Ländereyen ausgesetzt; und es wurde für eine hohe Ehre gehalten, die Futterung und Wartung derselben zu besorgen.

Nicht nur diejenigen Thiere, welche wirklich in den Tempeln unterhalten wurden, sondern auch die andern ihres Geschlechts, die herumliefen, wurden für heilig gehalten. Wer ein solches Thier aus Vorsatz tödtete, der wurde am Leben bestraft; und wer ohne Vorsatz eins umbrachte, wurde den Priestern zur willkührlichen Bestrafung ausgeliefert. Doch waren die Katzen, die Falken, und der Ibis, (ein den Störchen ähnlicher Vogel,) so heilig, daß der, welcher aus blossem Versehem ein solches Thier umgebracht hatte, des Lebens verlustig war. Ein römischer Soldat hatte von ohngefähr eine Katze todtgeschlagen; der erbitterte Pöbel versammlete sich um das Haus, darin er war, und drang auf seinen Tod, wovon ihn der König selbst nicht zu retten vermochte.

Unter den thierischen Gottheiten war ein Ochse von gewisser Farbe, den sie Apis nannten, die vornehmste. Wenn ein solcher starb, so legte das ganze Land die tiefste Trauer an; und sein Leichenbegängniß ward mit unglaublicher Pracht gefeyert. Unter der Regierung des Ptolemäus Lagus starb ein Apis in hohem Alter. Derjenige, der ihn gewartet hatte, verwendete auf dessen Begräbniß, außer seinem ganzen Vermögen,

mögen, noch eine Summe, die sich über 50000 Reichsthaler, nach itzigem Gelde, belief. Nach dem Tode eines solchen Ochsen währete es oft lange Zeit, ehe man wieder einen fand. Denn er mußte unter andern Eigenschaften auch diese haben, daß er am ganzen Leibe schwarz, und an der Stirne mit einem weißen Fleck bezeichnet wäre. Wenn ein solcher ausfindig gemacht wurde, so sahe man im ganzen Lande nichts als Feste, und Freudenbezeugungen.

Die Religion Budso, eine von den drey vornehmsten Secten in Japan, zeichnet sich durch die Strenge und Grausamkeit aus. Man siehet täglich eine grosse Menge Anhänger dieser Religion, die sich nackend ausziehen, und sich auf hundert Krüge halb gefrornes Wasser über den Leib giessen lassen. Andere verbinden sich durch ein Gelübde, ihre Götter tausendmal des Tages anzurufen; indem sie jedesmal zur Erde fallen, und mit der Stirn das Pflaster berühren. Einige unternehmen lange Wallfahrten, und gehen über harte Wege, über spitze Kieseln, und über Dornen und Hecken, und lassen aller Orten Spuren von ihrem Blute nach. Gewisse Bonzen, Famabugis genannt, versammeln sich alle Jahre in der Stadt Nava, welche acht Meilen von Meaco liegt. Eine grosse Menge Andächtiger begiebt sich an eben diesen Ort, und sie reisen alle auf einen Tag ab, zu einer Wallfahrt von ohngefähr achtzig Meilen. Sie ziehen so langsam, und durch so rauhe Wege fort, daß sie fast nicht mehr als eine Meile des Tages zurück legen. Sie gehen mit blossen Füssen, jeder trägt seinen Vorrath von gedörrtem Reiß, wovon sie alle Morgen

und Abende eine Handvoll essen. Die erste acht Tage reiset man durch dürre, und unbewohnte Wüsten. Alles mangelt darin; so gar mit Wasser muß man sich versehen. Oftmals verdirbt dieser Vorrath, und viele Pilgrimme werden krank. Man läßt sie ohne Barmherzigkeit liegen, wenn sie der Karavane nicht mehr folgen können, und diese Unglücklichen sterben aus Mangel der Hülfe. Wenn man aus dieser Wüste heraus ist, muß man über fast unersteigliche Berge klettern. Die Wegweiser, welche man hiezu annimmt, sind Bonzen, welche Ganguis genannt werden. Sie führen die Pilgrimme acht Meilen, bis zum Flecken Ozaba; wo sie dieselben andern Bonzen, Goguis genannt, übergeben, welche hauptsächlich die Einrichtung dieser Wallfahrt machen. Diese beyde Arten von Bonzen führen ein ausserordentlich bußfertiges Leben; ihre Gestalt hat etwas gräßliches an sich. Das Volk hält sie für Heilige, und diesem Vorurtheile zufolge, maßen sie sich eine uneingeschränkte Herrschaft über die Pilgrimme an. Sie legen ihnen auf der Reise sehr harte Gesetze auf; ein stetes Stillschweigen, ein strenges Fasten, und eine Menge anderer Bußübungen. Wenn jemand im geringsten darwider handelt, ergreifen sie alsobald den Schuldigen; hängen ihn mit den Händen an einen Baum, ohne ihn zu binden; lassen ihn über einen Abgrund hängen; bis ihm die Kräfte entgehen und er herunter fällt, und zwischen den Felsen sogleich in Stücken zertrümmert wird. Die andern Pilgrimme müssen diese Hinrichtungen ohne Murren mit ansehen; die geringste Klage, oder das schwächste Zeichen von Mitleiden, würde mit eben diesem Tode bestraft

straft werden. Auf dem halben Wege kommt man in eine Ebene, in welcher die Goguis alle Pilgrimme mit kreuzweis übereinander gelegten Händen und Füßen, und mit dem Kopf auf den Knien niedersitzen lassen. In dieser Stellung erhält man sie einen Tag und eine Nacht, ohne ihnen zu erlauben, sich im geringsten zu rühren: die kleinste Bewegung würde mit Prügeln bestraft werden. Diese ganze Zeit ist dazu bestimmt, sein Gewissen zu untersuchen, und sich zu einem allgemeinen Bekänntnisse aller Sünden vorzubereiten, die man seit der letzten Wallfahrt begangen. Endlich setzt man die Reise fort, und nach einigen Tagen erblickt man eine Reihe Berge, aus deren Mitten sich ein steiler, einzelner Felsen erhebt, der sich in den Wolken zu verlieren scheint. Der Gipfel davon ist das Ende dieser andächtigen Wallfahrt; und hier läßt man die Pilgrimme die letzte Prüfung ausstehen, die härter und gefährlicher, als die vorigen ist. Die Goguis lassen vermittelst einer Maschine eine lange eiserne Stange über den Felsen hinaus ragen, woran eine große Wage hängt; man setzt jeden Pilgrimm, einen nach dem andern, in die eine Schaale dieser Wage, und in die andere legt man ein Gegengewicht. Hierauf dreht man die Wage hinaus, so daß sie unmittelbar über einem abscheulichen Abgrunde hängt, der den Felsen umgiebt. Der Bußfertige muß mit lauter Stimme alle seine Sünden bekennen, und zwar in Gegenwart seiner Cameraden, die nach und nach diese Prüfung gleichfalls ausstehen müssen. Wenn die Bonzen wahrnehmen, daß sich jemand mit zweydeutigen Worten ausdrückt, oder seine Fehler zu verbergen

sucht, so nehmen sie das Gegengewicht weg, und lassen den Elenden fallen.

Aberglauben der mongolischen Tartarn.

Die mongolischen Tartarn sind theils den Russen, theils den Chinesern unterworfen. Ihre Religion ist die heidnische, und das Haupt ihrer Priester, welcher in dem südwestlichen Theile des Landes seine Residenz hat, heißt Kutuchta, d. i. der große Priester. Sie glauben, daß er das Vergangene, Gegenwärtige, und Zukünftige wisse. Er wird deswegen als ein Gott verehret, und ist eigentlich der Götze, in dessen Verehrung die ganze Religion dieses Volks bestehet. Die Lamas, welches seine untergeordnete Priester sind, erleichtern ihm die Mittel, das Volk zu betrügen. Sie geben vor, sein Körper sey zwar sterblich; aber nicht seine Seele, sondern diese gehe sogleich nach seinem Tode in den Körper seines Nachfolgers, und auf diese Weise, setzen sie hinzu, habe er schon vierzehn Menschenalter durchlebt. Um diesem Vorgeben Glauben zu verschaffen, richten sie einen Knaben ab, welchen sie zu seinem Nachfolger bestimmen. So bald also der Kutuchta todt ist, wird der Knabe vorgeführt; man zeigt ihm einige Sachen, die dem verstorbenen Kutuchta gehört, mit einigen andern Kleinigkeiten vermischt. Er greift nach den erstern, und das ist ein Zeichen, daß er der wahre sey. Man thut verschiedene Fragen an ihn, die er sehr richtig beantwortet, weil er schon dazu abgerichtet ist. Alsdann führt man ihn nach Urga, dem Ort seiner Residenz, und daselbst bekömmt er das Zelt

des

des großen Priesters zur Wohnung. Die Mongolen behaupten, daß er zur Zeit des Neumondes ein Knabengesicht, des Vollmondes ein Mannsgesicht, und des abnehmenden Mondes das Gesicht eines Greises habe.

Der Dalai Lama, d. i. der Priester der Wüsten, wohnt unter den Tungusen, und ist bey ihnen eben das, was der Kutuchta ist.

Gefühl der Wahrheit.

Harald Schönhaar, der erste souveraine König in Norwegen, fand sich gewöhnlich bey den grossen Opferfesten ein, die das Volk seinen Göttern feyerte. Als ein kluger Regent glaubte er, daß, so lange keine bessere und reinere Lehre bekannt sey, er nicht Kaltsinn oder Verachtung gegen den herrschenden Gottesdienst zeigen dürfe, damit nicht das Volk, durch sein Beyspiel geärgert, gleichgültig gegen seine Religionspflichten, und demnächst gegen alle Pflichten werden möchte. In seinem Herzen aber verachtete er sowohl die Abgötter, als ihre Opfer; glaubte das Daseyn eines mächtigen Gottes, und ehrete ihn. „Ich schwöre, sagte er einst, als er noch jung war, „daß ich nie den falschen Göttern opfern will; sondern allein „dem Gott, der die Welt, und die Sonne, und den Menschen „selbst hervorgebracht. Denn thöricht wäre es, wenn ich „Hülfe erwartete von dem, dessen ganzes Reich, und ganze „Macht in einem ausgehöhlten Baume, oder in einem einzigen Steine eingeschlossen ist." Auf was Art Harald mitten in so vieler heidnischen Unwissenheit, die ihn umgab, zu dieser

Ueberzeugung gekommen, weiß man nicht eigentlich. Bey ihm war sie lebhaft genug, und die Umstände hinderten ihn nur, stärker gegen den Aberglauben sich zu erklären.

Sonderbare Beweise.

In dem eilften Jahrhundert ward in Spanien die Frage aufgeworfen, ob die Musarabische Lithurgie, und die ehemals in Spanien gebräuchliche Kirchenagende, oder die Römische, die von jener in manchen Punkten abgieng, den Dienst enthielte, welcher der Gottheit am angenehmsten wäre. Die Spanier stritten eifrig, für die Lithurgie ihrer Vorfahren. Die Päbste drangen darauf, sie sollten diejenige einführen, die durch eine unbetrügliche Sanction von Rom geheiliget wäre. Der Streit hierüber ward heftig. Der Adel that den Vorschlag, man sollte ihn mit dem Degen ausmachen; und der König genehmigte diese Art von Entscheidung. Zween Ritter erschienen auf dem Kampfplatze, in vollkommener Rüstung. Juan Ruis de Mataнca, der Verfechter der Musarabischen Lithurgie blieb Sieger. Aber die Königin und der Erzbischof von Toledo, die sich für die Römische erklärten, drangen darauf, es müßte eine andere gerichtliche Untersuchung angestellt werden; und wiewohl diese Foderung den Gesetzen des Zweykampfes widersprach, der als eine Berufung auf Gott angesehen ward, und bey dessen endlicher Entscheidung man es bewenden lassen müßte, so drang sie gleichwohl diesmal durch. Man zündete ein grosses Feuer an. Ein Exemplar von beyden Lithurgien, ward in die Flammen geworfen. Man hatte sich vergli-

verglichen, daß das Buch, welches die Probe aushielte, und von der Gluth unversehrt bliebe, in allen Spanischen Kirchen eingeführt werden sollte. Aber auch in dieser Probe triumphirte die Musarabische Lithurgie, und blieb, wenn wir dem Roderigo von Toledo glauben sollen, von dem Feuer ohnbeschädigt, das die andere in Asche verwandelte. Die Königin und der Erzbischof von Toledo waren entweder listig oder mächtig genug, dieser Entscheidung auszuweichen, und der Gebrauch der Musarabischen Agende ward nur in gewissen Kirchen erlaubt.

Im Jahr Christi 775 entstand ein Streit zwischen dem Bischof von Paris, und dem Abte von St. Denis, über das Eigenthum einer kleinen Abtey. Jeder derselben legte Acten und Urkunden vor, mit welchen er sein Recht an derselben zu behaupten glaubte. Anstatt nun die Richtigkeit derselben zu prüfen, oder ihren Inhalt in Betrachtung zu ziehen, mußte der ganze Handel durch ein Judicium crucis ausgemacht werden. Jede der streitenden Partheyen stellte eine Person auf, die während der Zeit, da die Messe gelesen ward, vor dem Kreutze mit ausgebreiteten Armen stand; und derjenige, dessen Repräsentant zuerst müde ward, und seine Stellung änderte, verlohr den Prozeß. Die Person, die der Erzbischof bey dieser Gelegenheit seine Stelle vertreten ließ, hatte weniger Kräfte, oder weniger Leben, als ihr Gegenpart; und die Streitfrage ward zum Vortheil des Abts entschieden.

Verstand und Unverstand.

Socrates behauptete, daß für den Menschen kein grösseres Uebel sey, als der Unverstand. In der That unterscheidet sich der Mensch von den andern Thieren, in deren Klasse er dem Leibe nach gehöret, bloß durch Ueberlegung und Verstand. Die Thiere, welche keiner Ueberlegung fähig sind, handeln blindlings nach ihren Trieben, und Begierden. Diese hat der Mensch mit ihnen gemein; und wenn er, wie sie, ihnen ohne Ueberlegung folget, so ist er blos ein vollkommeneres Thier. Je mehr er aber den Verstand zu seinen Handlungen zu Rathe zieht, je weiter erhebt er sich über die Thiere. Verständig seyn, und alles, was man thut, mit Ueberlegung thun, ist demnach der Charakter des Menschen: blindlings seinen Trieben folgen, ist der Charakter der Thiere. Daher ist allerdings der Unverstand das größte Uebel für den Menschen, weil es ihn der Menschlichkeit beraubet.

Verstand und Unverstand zeigen sich vorzüglich darinn, daß man sein wahres Bestes erkennet oder übersieht, und die eigentliche Mittel, die zum Zweck führen, wählt, oder verfehlt. Der Verständige weiß, was ihm nützlich oder schädlich ist; der Unverständige weiß bloß, was gut oder schlecht schmeckt; was ihm angenehm, oder verdrießlich ist. Der Verständige sieht voraus, ob das, was er thut, ihn zum Zweck führet oder nicht: der Unverständige sieht keine Folgen voraus, und wählt oft gerade das, was das Gegentheil dessen wirkt, was er gesucht hat.

Der

Der ehemalige Römer in Unterhandlungen.

Der Carthaginensische Feldherr Hannibal hatte die Spanische Stadt Sagunt, die mit den Römern im Bunde stand, wider alles Recht angegriffen, erobert, und zerstöret; und machte augenscheinlich die größten Anstalten, Rom selbst anzugreifen. Das römische Volk schickte deswegen den Q. Fabius, mit vier andern Gesandten nach Carthago. Fabius, als er in dem Carthaginensischen Rath vorgelassen war, that im Namen seines Volks, und nach dessen Vorschriften bloß die Frage: ist Sagunt nach Verabredung, und Plan eures Volks durch den Hannibal belagert worden? Einer der Carthaginenser antwortete weitläuftig, die Frage des Gesandten sey es nicht, worauf es ankäme, sondern ob sie Recht gehabt hätten, Sagunt anzugreifen, oder nicht. Recht aber hätten sie dazu gehabt, denn sie seyn gereizt worden; und das Bündnis mit den Römern habe sie nicht daran hindern können; denn, wenn sie versprochen hätten, der Römer Bundsgenossen nicht anzugreifen, so verstehe es sich von denen, die zur Zeit des zwischen Carthago und Rom geschlossenen Friedens schon unter der Römer Schutz gestanden; dazu gehöre Sagunt nicht. Und überdem haben die Römer schon ein Beyspiel gegeben, daß die Friedensbedingungen, die ihr Feldherr Luctatius zugestanden, vom Rath und Volk nicht erfüllet würden. Wenn die Römer sich dazu befugt hielten, so müßte den Carthaginensern auch eben so das Recht, die Bündnisse abzuändern,

dern, zugestanden werden. Deswegen möchten sie nur Sagunt, und die Gränze, welche der Ebro mache, nicht mehr erwähnen; sondern den Vorsatz, wovon ihrer aller Seelen schon längst erfüllt seyen, nun zum Ausbruch kommen lassen. Der Römer fassete darauf seine Toga so, als man sie zu fassen pflegte, um das Loos daraus zu ziehen; streckte sie gegen die Versammlung hin, und sprach: „hier bringen wir euch Krieg „und Frieden, nehmt was ihr wollt.“ Die Carthaginenser riefen auch hitzig: „er solle geben, was er wolle!“ und nun ließ der Römer seine Toga fallen, und sagte: „so nehmt denn also Krieg.“

Der siegreiche Syrische König Antiochus, ein Sohn des Antiochus des Grossen, hatte dem Könige von Aegypten schon das ganze Land abgenommen. Die Römer schickten Gesandten, um die streitigen Theile zu vergleichen. Der König begrüsset sie, da sie kommen, und reicht dem Popillius, dem ersten derselben, die Hand. Popillius überreicht ihm die Täfelchen, welche die Bedingungen, und vorzüglich die, Aegypten zu räumen, enthielten, und heisset ihn dies vor allen Dingen lesen. Der König lieset, und giebt zur Antwort, er wolle seine Minister zu Rathe ziehen, und erwegen, was er zu thun habe. Popillius beschreibt mit dem Stäbchen, das er in der Hand hatte, einen Kreis um den König. „Ehe du aus diesem Kreise trittst, gieb eine Antwort, die ich dem Rathe vortragen kann.“ Der König staunt bey dem so gebieterischen Antrage, besinnt sich ein wenig, und sagt endlich: „ich will

thun,

thun, was der Rath haben will." Da erst reicht Popillius dem Könige, als einem Freunde, und Bundsgenossen die Hand.

Der neue Römer und der Chineser.

Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wurde der Cardinal Tournon, als Abgeordneter des Pabstes, nach China geschickt. Kaum hatte er den ersten Hafen erreicht; so schickte er Befehle mit ernsten Bedrohungen an die Jesuiten in Pecking, sie sollten ihm sogleich Audienz bey dem Kaiser verschaffen. Die Jesuiten gehorchten, und wirkten die gesuchte Audienz nicht allein aus; sondern der Kaiser Kang-hi schickte einen Mandarin nach Canton, um den Cardinal zu bewillkommen, und auf des Kaisers Kosten nach Pecking zu bringen. Er ward bald vorgelassen, und erklärte, der ganze Zweck seiner Gesandtschaft sey, dem Kaiser für die Wohlthaten zu danken, die er den Europäern, und auch den Christen, seinen Unterthanen, erwiesen hätte. Der Monarch frägt wiederhohlt, ob der Cardinal sonst nichts vorzutragen habe? „nichts," ist die wiederhohlte Antwort. So wurde er nach gnädigen Erklärungen, mit Ehrenbezeugungen, und Geschenken entlassen. Indessen lässet der Kaiser von Zeit zu Zeit wiederum anfragen, ob der Cardinal sonst nichts vorzutragen habe? Anfänglich hieß es immer gleichförmig, nichts; bis endlich eine Bittschrift übergeben ward, in welcher der Cardinal um die Erlaubnis anhielt, einen Vorsteher, und Befehlshaber über alle Missionarien in China setzen zu dürfen. Der Kaiser, etwas unwillig, antwor-

tet kurz, er könne und wolle dies nicht erlauben. Darauf ändert der Cardinal dahin seine Bitte, daß er einen bestellen dürfte, der den Briefwechsel zwischen China, und Rom einzig besorgen solle. Der Kaiser gestattet es, unter der Bedingung, daß es einer von denen Europäern seyn solle, die schon einige Zeit in China gewesen. Das gefällt dem Cardinal nicht, und die Sache zerschlägt sich. Zuletzt bittet der Cardinal um die Erlaubnis, ein ansehnlich Haus kaufen zu dürfen, in welchem künftig die Abgeordneten des Pabstes wohnen sollten. Der Kaiser giebt zur Antwort: „sind die Abgeordneten gute, und unschädliche Leute; so will ich ihnen Haus und Unterhalt geben; sind sie nicht gut, so sollen sie auch für ihr Geld kein Haus unter uns haben." Nun schickte der Kaiser von seiner Seite einen Abgeordneten an den Pabst, mit den ansehnlichsten Geschenken; und ehe er in die Tartarey abgehet, lässet er den Cardinal nochmals fragen, ob er noch etwas vorzutragen habe. Der Cardinal erklärt nunmehr, er habe noch etwas zu eröfnen, das er aber niemanden, als dem Kaiser selbst anvertrauen könne, und das weder ihn selbst, noch den Pabst, sondern bloß den Kaiser betreffe. Eifrig befiehlt der Kaiser, er solle schriftlich seinen Vortrag thun. Es geschieht, und der Vortrag enthielt nichts, als daß der Kaiser nicht den rechten Abgeordneten an den Pabst gewählt; und daß er von Portugall aus nicht mehr Europäer werde zu erwarten haben. Der Kaiser antwortet sehr gemässigt, er habe einen Abgeordneten gewählt, den er kenne, und der ihm gefalle; von der Portugiesischen Verordnung wisse er nichts; indessen habe er bisher

noch

noch immer geschickte, und gute Europäer gefunden, wenn er sie nöthig gehabt. Zugleich wird dem Cardinal die Abschieds-Audienz zugestanden. Der Kaiser frägt den Cardinal, was er von den Chinesischen *) Gebräuchen urtheile, der Cardinal antwortet schlau, er kenne sie nicht genug, weil es ihm an Kenntnis der chinesischen Bücher, und an Fähigkeit ihre Buchstaben zu lesen, fehle. Doch habe er einen Bischof an der Hand, der darin sehr bewandert sey, und der dem Kaiser Genüge thun würde. Der Kaiser versprach, ihn vor sich kommen zu lassen; reisete nach der Tartarey ab, und der Bischof erhielt wirklich Befehl, dem Kaiser zu folgen. Bald wird er in Gegenwart von acht andern Europäern, und Priestern zum Kaiser gerufen, wo folgendes Gespräch vorfiel:

Kaiser. Verstehst du chinesische Bücher?

Bischof. Mittelmäßig.

K. Tournon hat dich als einen vorgeschlagen, der vortreflich darin bewandert sey: darum habe ich dich rufen lassen. Hast du das Buch Ku Ku gelesen?

B. Ja.

K. Weissest du, was du lasest?

B. Nein.

K. Du hast gelesen, und weissest nichts mehr auswendig?

B.

*) Die Chineser beten unter dem Namen Tien, Himmel, ihrer Erklärung nach den Herrn des Himmels an; sie verehren auch ihre Vorfahren mit einer Art von Anbetung. Beides entschuldigen die Jesuiten, und verdammen ihre Gegner aus andern Orden.

B. Nein. In Europa lernt man nicht auswendig.

So weit wurde das Gespräch ohne Dollmetscher, aber mit grosser Schwürigkeit geführt. Da der Bischof nicht sich ausdrücken, auch den Kaiser nicht verstehen konnte, der sich viel Mühe gab, langsam und verständlich zu sprechen. Nun fuhr der Kaiser durch den Dollmetscher fort.

K. Kannst du zwey Worte aus dem Buche Ku Ku hersagen?

Bischof versuchte zwey, drey Worte herzusagen, als er aber stockte, bemühte sich der Kaiser auf die sanfteste Weise, immer abgebrochen, ihm einzuhelfen: aber der Bischof verstummte gänzlich.

K. Kannst du denn wenigstens Bücher lesen?

B. Etwas weniges.

K. So lies mir denn die grossen Charaktere, die da über dir an der Wand stehen.

Der Bischof nannte den ersten, zweyten und vierten; den dritten kannte er gar nicht.

K. Den ersten hast du recht genannt; aber solltest du in Ansehung der übrigen nicht irren? So heissen sie — — Und nun der Sinn derselben?

B. Den Sinn verstehe ich nicht.

K. Wenn du von fünf Charakteren den Sinn nicht verstehest, wie willst du denn unsere Bücher erklären? Doch daß du wenig weissest, wundert mich nicht. Denn Chineser, die funfzig Jahre mit Büchern umgegangen, brauchen

brauchen dennoch wohl Wörterbücher. Aber wie kommts, daß Tournon dich als den erfahrensten empfahl, der Grund angeben könne, in wie weit des Confutsu Lehre nicht mit der eurigen übereinstimme.

B. Tournon kennt mich nicht, hat mich auch nie gesehen.

K. Da bin ich nun heute recht übel dran. Wie soll ich es mit dir angreifen? Du kannst nicht schreiben, nicht lesen. Was soll ich dir denn durch Schrift, oder Sprache verständlich machen? Du (er wandte sich zum Pater Parennin) sage ihm, sein neulich eingereichter Aufsatz sey unrichtig. Er verwechsele Schriftsteller; halte welche für heilig verehrte, deren Schreibart den Chinesern bloß gefalle; kurz alles sey voller Fehler.

B. Ich habe, was ich schrieb, aus chinesischen Büchern, und von Leuten, die länger in China gewesen, als ich.

K. Die denn eben so unwissend waren, als du. Gesetzt ich gestünde dir zu, alles was du geschrieben, sey wahr; kannst du daraus Folgen ziehen? oder ich behauptete, es sey alles falsch, und du seyst hintergangen, was willst du weiter sagen?

Der Bischof schwieg erst, dann versetzte er: Was ich bemerkt hatte, schien mir nicht mit der christlichen Lehre zu stimmen.

K. Du weissest so wenig, und willst schon urtheilen. Kannst Bücher nicht lesen, und willst in denselben das Wahre von den Falschen unterscheiden; die Lehren von der Einkleidung; den wirklich verehrten Schriftsteller von dem

blos gefallenden. Wohl denn, sage mir unsere Irthümer, und was mit eurer Lehre nicht stimmt! oder sage wenigstens, ob unsre Irthümer nach der Ausgabe des Buches Ly Mattheu *) erst angefangen haben?

B. Das Buch kenne ich nicht.

K. Ly Mattheu, und seine Gefährten kamen vor zweyhundert Jahren hieher, und billigten unsre Lehre von der Verehrung des Tien, als des Herrn des Himmels, des Unerschafnen. Vor dieser Zeit wusten wir nichts von der Menschwerdung Gottes, widersprachen ihr auch nicht; konnten keinen andern Ausdruck von Gott brauchen, als Herr des Himmels; und was kann denn auch jezt unrechtes darin seyn, wenn wir ihn ferner brauchen?

B. Doch ist der Himmel nicht der Herr des Himmels, der ihn gemacht hat.

Kaiser stark und ernsthaft: ich habe dir längst gesagt, Himmel und Herr des Himmels, werden bey uns durch denselben Ausdruck bezeichnet. Ferner ehren wir den Confutsu, als unsern Lehrer, aus Dankbarkeit. Denen Gemählden der Vorfahren widmen wir keine eigentliche Verehrung, binden auch die Glückseligkeit nicht daran. Misfallen euch diese drey Punkte, die ihr bestreitet, so möget ihr nur dran denken, das Land zu räumen. Denn wenn jene, die eure Lehre angenommen haben, sehen, daß ihr nichts thut, als streiten, und zulezt euch trennen;

*) Pater Mattheus Ricci.

nen; so werden sie an der Güte eurer Lehre zweifeln: andre werden schwerer sich entschliessen, sie anzunehmen. Wenn denn euer Vornehmen nicht fortgeht, so schreibt es euch zu.

Der Bischof schwieg. Zwey Mandarinen, beständige Begleiter des Kaisers, traten darauf heran, und sagten: Die Güte deines Herzens, gnädiger Herr, zeigt sich heute in grossem Maas; du verwendest dich für die Sache der Europäer, die sie selbst zu Grunde richten. Deine Weisheit ist an diesem Unwissenden verlohren; man erhält durch Fragen nichts; er ist eigensinnig gegen alles, was ihm nicht ansteht.

Der Kaiser lächelte, und wandte sich wieder zum Bischof.

K. Ich möchte doch heute gern in einem Stücke mit dir zur Richtigkeit kommen. Willst du über unsre Schriften disputiren?

B. Ueber nichts mag ich disputiren; denn ich fühle mich vor dir, gnädiger Herr, dazu zu schwach.

K. Damit also die Welt erkenne, wie Tournon, der dich herschickte, und wie ihr mit mir umgehet; so setze dich hin, und schreib unter deinem Siegel und Unterschrift, „du seyst der unwissendeste Mensch, und verstehest von Büchern und Wissenschaften der Chineser gar nichts."

Der Bischof schrieb, und verließ bald darauf China.

Der Kaiser ließ darauf die Abgeordnete, die er dem Pabst bestimmt hatte, mit den Geschenken zurückkommen; und einen

Befehl ausgehen, es solle keiner in China das Christenthum predigen, er habe denn einen feierlichen Eid geleistet, er wolle in China immer bleiben, und des Pater Ricci Meynung folgen. Der Cardinal ließ zu eben der Zeit zu Nanking eine Erklärung ausgehen, worinn alle Chinesische Gebräuche als abergläubisch verdammt wurden; und auf diese Erklärung zwang er die Jesuiten zu schwören. Der Kaiser ließ ihn darauf durch Mandarinen beobachten, und seinen Dollmetscher in Fesseln nach Pekin bringen. Da der Cardinal fortfuhr, gewaltsam zu verfahren; und alle, die sich seiner Verordnung nicht unterwarfen, in den Bann zu thun; die Bannformel aber an die Thüre seines Gegners, des Bischofs von Macao, anzuheften, so ward er noch mehr eingeschränkt; und da er sein Beglaubigungsschreiben vom Pabst nicht vorzeigen wollte, so ward er in das Gefängnis geworfen; zugleich schickte der Kaiser zwey andre Abgeordnete an den Pabst, die wegen des unanständigen Betragens des Cardinals Genugthuung fordern sollten.

Fleiß.

Nur diejenigen Menschen bringen es in Erlernung der Wissenschaften, oder Künste zu einer vorzüglichen Größe, welche von der Natur die eigentlichen Gaben, oder Talente dazu bekommen haben. Man erkennet aber diese Gaben der Natur an einem Triebe, der alle Hindernisse überwindet, und an einem Fleisse, der niemals ermüdet; dergleichen folgende Beyspiele zeigen.

Anti-

Antisthenes, welcher nachher der Stifter der Cynischen Secte ward, war ein so eifriger Schüler des Socrates, daß er von seinem Wohnort, Piräus, täglich vierzig Stadien gieng, um den Lehrstunden des Socrates beywohnen zu können.

Der Philosoph Euklides, der in Megarä wohnte, kam in seiner Jugend oft von seiner Vaterstadt nach Athen, um den Socrates zu hören. Als die Athenienser aus Erbitterung gegen Megarä die Verordnung gemacht hatten, daß bey Lebensstrafe kein Megarenser sich unterstehen sollte, nach Athen zu kommen; wagte es Euklides sehr oft, in Frauenskleidern gegen Abend sich da einzuschleichen, um den Unterricht des Socrates zu genießen.

Cleanthes hatte sich bloß der Leibesübung im Ringen ergeben. Ohneachtet seine Fähigkeiten ihm eben nicht Ermunterung zu den Wissenschaften geben konnten; so wollte er in reiferem Alter doch schlechterdings sich ganz denselben widmen; und rechnete darauf, daß sein angestrengter Fleiß alle Schwürigkeiten, die ihm der Mangel der Fähigkeiten in den Weg legte, überwinden würde. Er gieng mit vier Drachmen, als seinem ganzen Vermögen, nach Athen; und wohnte dem Unterricht des Zeno unausgesetzt bey. Der Mangel zwang ihn bald, daß er um Lohn Handarbeit thun mußte; bey Nacht trug er Wasser; grub in den Gärten; oder arbeitete an der Handmühle; und bey Tage war er der unverdrossenste Zuhörer des Zeno. Als er vor Gericht gefordert wurde, um Rechenschaft zu geben, wie er sich nähre; so führte er die, bey welchen er die nächtliche Arbeit verrichtete, als Zeugen vor, und

ward nicht allein losgesprochen; sondern auch von den Areopagiten durch ein Geschenk von zehn Minen belohnt. Ein andermal, da er vornehme Kinder zum Schauplatz führte, und ein starker Wind seinen Mantel zurückwarf; so entdeckte sich dem Auge aller Zuschauer, daß er schlechterdings kein Unterkleid habe. Das versammlete Volk bewieß ihm deswegen seinen Beyfall durch Zujauchzen, und er ward mit Kleidern beschenkt. Zeno, sein Lehrer, forderte nicht nur, daß er jenes Geschenk von zehn Minen nicht annehmen; sondern auch noch täglich von dem Verdienst seiner Hände etwas bey Seite legen mußte. Da er hiervon schon eine kleine Summe gesammlet hatte; so zeigte Zeno dieselbe seinen Gefährten vor, und sagte: „Cleanthes könnte noch einen zweyten Cleanthes ernähren." Er bekam deswegen auch den Beynamen, des zweyten Herkules.

Obwohl Taubmann in der Jugend sein Brodt vor den Thüren suchen mußte; so ertrug er doch den Druck der Dürftigkeit immer sehr gut. Er selbst dachte in der Folge an den Mangel seiner Jugend nie anders, als mit Freude und einer Art von Stolz: und rühmte die von mildthätigen Leuten empfangene Allmosen sehr dankbahr. So lernte er von der ersten Jugend an, vorlieb nehmen, den Ueberfluß hassen, und auf Gott vertrauen.

Als Franz Junius des Studirens wegen in Genf sich aufhielt, bekam er in sieben bis acht Monathen kein Geld von Hause: seine ihm eigne Schamhaftigkeit erlaubte ihm nicht, andre anzusprechen; er litte also an eigentlichen Nothwendigkeiten

keiten gänzlichen Mangel. Um Unterhalt, um Kleidung sich zu verschaffen, ohne daß er sein Studiren darüber verlassen dürfte, karrte er einen Tag Erde aus dem Stadtgraben, und wartete den andern die Studien ab.

Kaspar Bartholin, war eines der größten Beyspiele eines ausserordentlichen Fleißes. Schon in seinem eilften Jahre hielt er öffentlich griechische, und lateinische Reden. Da er fünf und zwanzig Jahr alt war, hatte er die mehrsten Länder von Europa gesehen, und mit den größten Gelehrten gesprochen; hatte auf seinen Reisen das Anerbieten einer Lehrstelle der Anatomie in Neapel, und der griechischen Sprache in Sedan erhalten, beide aber verbeten; weil er den Aufenthalt in seinem Vaterlande vorzog. Er hatte sechs Jahre auf diesen Reisen zugebracht; gleichwohl weiß man nicht, daß er andere Unterstützung aus seinem Vaterlande erhalten, als in drey Jahren, jährlich sechzig Reichsthaler von dem Kapitel in Lund. Uebrigens mußte er sich selbst forthelfen, und während seinem Studieren zugleich das Nothwendige zu seinem Unterhalte, und seinen Reisen erwerben. Dies geschah theils durch Unterricht anderer auf den hohen Schulen, wo er sich eine Zeitlang aufhielt; theils durch Ausübung dessen, was er in der Arzneykunst erlernt. Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, es mußte ihm oft an Zeit und Geld gebrechen; dennoch schwächte dies nicht seinen Muth oder Lehrbegierde. Wenn er nicht anders fortkommen konnte, so wanderte er zu Fuß von einem Ort zum andern; und wenn der Tag nicht hinreichte zu seinem eignen Studieren, so nahm er die Nacht zu Hülfe. Er

starb in einem Alter von fünf und vierzig Jahren, und war doch schon bey der Kopenhagner Universität, zwey Jahre Professor der lateinischen Sprache gewesen; eilf Jahre in seiner Hauptwissenschaft, der Arzneykunst; und sechs Jahre in der Gottesgelahrheit. Keines dieser Aemter bekleidete er bloß um des Brodts willen; sondern weil er jedem völlig gewachsen war: wie seine Schriften, und das Zeugniß seiner Zeitgenossen genugsam beweisen.

Thyge Brahe hatte einen Hofmeister, den Anders Vedel, der ein geschickter Mann war, und seinen Zögling zu Vorlesungen und zu Büchern anführte, die dem Studium der Rechtsgelahrheit gemäß waren. Brahe ließ sich auch leiten; aber diese Fächer thaten ihm kein Genüge. Seine wirksame Seele fand zu wenig Nahrung für sich, in dem römischen Rechte, und der scholastischen Philosophie. Wenn er im Gegentheil eine Sonnen- oder Mondfinsterniß sahe; heftige Stürme oder ungewöhnliche Donnerwetter hörte; oder eine von den andern wunderbaren Scenen der Natur wahrnahm; so gerieth seine ganze Seele in Entzücken. Er beobachtete sie genau, zeichnete sie an, fragte nach ihren Ursachen und Wirkungen, und, da man ihm sagte, daß man, um diese zu erfahren, die Größenlehre und Sternkunde studieren müsse; so wünschte er, dazu angeführet zu werden. Zu diesem Ende gebrauchte er die Gelder, die ihm zu seinem Vergnügen gegeben wurden, sich mathematische Instrumente, eine kleine Himmelskugel, und einige Bücher anzuschaffen. Der Hofmeister hatte diese Kenntnisse nicht zu seiner Hauptsache gemacht,

wollte auch nicht seine Vorschrift übertreten; suchte demnach seinen jungen Untergebenen davon abzuwenden, und dessen Aufmerksamkeit allein auf die Rechtsgelehrsamkeit, und Weltweisheit zu richten. Aber es war unmöglich. Die bestimmten Lesestunden wandte Brahe dazu an; so bald aber diese vorbey waren, ruhte er nicht, bis er einen habhaft geworden, der ihm in der Sternkunde und Größenlehre Unterricht geben konnte. Fehlte der mündliche Unterricht gänzlich, so half er sich, so gut er konnte, selbst; und wenn er glaubte, daß er dazu nicht Zeit genug am Tage gehabt, so schlich er sich bey Nacht, wenn der Hofmeister schlief, aus dem Bette; betrachtete die Sterne; verglich sie mit seiner kleinen Himmelskugel; und machte in der Stille seine Anmerkungen darüber. Mittlerweile starb sein Oheim, Jörgen Brahe, und hinterließ ihm das Gut Kundstrup in Schonen. Thyge Brahe wurde nach Hause gerufen, um sein Erbtheil zu empfangen.

Gemächlichkeit, Ueberfluß, und äußerlicher Schimmer hatten für den jungen Brahe nicht so viel Reizendes, daß er darum seine stille Arbeit verließ, oder in seiner Wissenschaft nur etwas versäumte. Er nahm sich kaum so viel Zeit, seine Hausgeschäfte in Ordnung zu bringen, bevor er wieder abreisete; und da er itzt sowohl freye Hand, als völliges Vermögen hatte, die ihm vorzüglich werthe Wissenschaften, die Grössenlehre, die Scheidekunst, und die Sternkunde zu treiben; so richtete er seine Reise einzig und allein nach dieser Absicht ein.

Nach seiner Rückkehr mußte er auf Befehl des Königs eine Lehrstelle in den Wissenschaften übernehmen, die er ins

Land gebracht hatte: und so sahe man den schönen Anblick, daß ein junger und reicher Edelmann da stand, und vor Jünglingen seines Standes öffentlich über Wissenschaften las, die nur wenige schätzen.

Der König Friedrich der Zweyte erkannte bald, daß Brahe ein Mann sey, der mit der verdienten Unterstützung ganz Dännemark Ehre machen, und der ganzen gelehrten Welt nutzen könnte. Er schenkte ihm die Insel Hveen, als einen bequemen Ort für die Wissenschaften, die er trieb. Ihm wurde erlaubt, daselbst auf königliche Kosten ein Gebäude aufzuführen; und es nach seinem Sinn so einzurichten, als er es für sich, und seine Studien wünschte. Dies geschah, und da erhob sich das prächtige, künstliche, weit und breit berühmte Oranienborg.

So bald es fertig war, ließ Brahe sich daselbst nieder, und widmete sich nun gänzlich seinen Wissenschaften. Bisher hatte er bloß gearbeitet, um selbst zu lernen; itzt arbeitete er zugleich an der Belehrung Europens. Die Scheidekunst war seine Zeitkürzung, die Sternkunde aber war seine Hauptsache. Er verfertigte Maschinen, betrachtete die Natur, erforschte ihre Wirkungen, und machte Berechnungen, an die bisher noch niemand gedacht, und die die Nachwelt mit Ehrerbietung angenommen hat. Kurz er arbeitete so, daß vom Thyge Brahe, dem Dänen, ein neuer Zeitpunkt in der Geschichte der Sternkunde anhebt.

Johann Jacob Moser war in den Schuljahren ausserordentlich fleißig. Er brachte gewöhnlich seinem Lehrer die

Woche

Woche zweymal hundert, oder mehr lateinische Verse, die er freywillig aufgesetzt. Und als er einst tausend auf einmal, in mannichfaltigen Sylbenmaaßen demselben brachte; so mußte er es erfahren, wie sein Buch mit Unwillen weggeworfen, und ihm im bittern Tone gesagt ward: Narr, meinst du, ich habe eine Besoldung allein um deinetwillen. Als er einem andern oftmals Reden brachte, die er für sich aufgesetzt hatte, so hieß es: tu es molefte fedulus. Zugleich übersetzte er lateinische Schriftsteller; schrieb ein Antiquitäten- und Münzcabinet, einen weitläuftigen philosophischen Tractat; machte Auszüge aus unglaublich vielen Büchern. Und im siebzehnten Jahre ward er ein beliebter Schriftsteller; im neunzehnten Professor der Rechte zu Tübingen; im zwanzigsten Regierungsrath. In seiner sechsjährigen Gefangenschaft in Hohentwiel wurden ihm keine Bücher erlaubt, als eine Bibel, eine Sammlung Predigten, und ein Gesangbuch. Feder, Papier, und Dinte war ihm ganz versagt; dennoch wuste er erst mit der Spitze seiner Schnallen, dann mit der Lichtschneutze, und endlich, als diese abgenutzt war, mit einer Scheere, deren Spitzen er allmählig stumpf machte, eine Schreibtafel, die Ränder der drey Bücher, alle weisse Stellen der Makulatur, die ihm gelassen ward, und zuletzt die Wände seines Zimmers ganz voll zu schreiben. Auf solche Weise schrieb er so viel Lieder, daß sie nachher einhundert und vierzehn gedruckte Bogen betrugen; ferner neun theologische Abhandlungen; vier und dreißig Abhandlungen vermischten politischen Inhalts; viele andere satyrische Aufsätze, und drey vollständige Bücher.

Sparsamkeit und Genügsamkeit.

Man hat angemerkt, daß die größten Männer sich durch Sparsamkeit, Genügsamkeit, eine harte und strenge Lebensart, von andern unterschieden haben; und man muß entweder annehmen, daß eine solche Lebensart große Männer hervorbringt, oder daß große Tugend und Verdienst vorzüglich auf eine solche Lebensart fällt. Die größten Römer waren Manius Curius, Fabricius, die Scipionen, die Catonen, die alle zugleich Muster der Genügsamkeit, und Eingezogenheit gewesen sind. Wenn diese Tugenden aus einem Staate verschwunden sind; so werden auch schwerlich große Männer in demselben anzutreffen seyn.

Alle Geschichtschreiber kommen darinn überein, daß Athen nach dem Peloponesischen Krieg, keine so große Männer mehr gehabt, als vorher. Man weiß aber auch, daß die Athenienser niemals so herrlich gelebt, so viel Feste und Lustbarkeiten gehabt, als nach jenem Kriege. Ihre wichtigste Verrichtungen waren, die Schauspiele zu besuchen, und ihre größte Sorge, Geld genug zu haben, Dichter und Komödianten zu bezahlen.

Unter die größten Männer, die Griechenland hervorgebracht hat, gehören ohne Zweifel Epaminondas, und Pelopidas. Der erste war arm, und blieb es gern, und aus Wahl; denn Pelopidas, welcher sehr reich war, konnte ihn niemals bereden, an seinem Reichthum Theil zu nehmen; daher suchte Pelopidas ihm an Armuth gleich zu werden, und

war

war in seiner Kleidung, in Essen und Trinken eben so schlecht, mässig, in harter Arbeit eben so unverdrossen, und in den wichtigsten Aemtern eben so eifrig, und redlich, als sein Freund. Ja er hielt sichs für eine Schande, mehr als der ärmste Thebaner auf seinen Leib zu verwenden.

Manius Curius hatte die Samniter in verschiedenen Treffen überwunden, und sie sahen sich verlohren, wenn sie diesen Mann nicht gewinnen könnten. Sie schickten eine Gesandtschaft an ihn, und ließen ihm große Geschenke anbiethen. Die Gesandten, die ihn an seinem Heerde bey einer selbst zubereiteten Mahlzeit von Rüben fanden, wurden kurz mit diesen Worten abgewiesen: der, welcher sich mit einer solchen Mahlzeit begnüge, brauche weder Gold, noch Silber.

Dieser Patriot verwies einstmals seinen Soldaten ihre Habsucht, auf eine rührende Weise. Sie murreten über die kleinen Portionen Land, die jedem waren angewiesen worden, da der größte Theil zu den Ländereien der Republik geschlagen war. Gott bewahre! sagte er, daß ein römischer Bürger ein Stück Land, das eine Familie ehrlich ernähren kann, für sich zu klein halte.

Als der jüngere Scipio im römischen Lager vor Numantia angekommen war, um die Feldherrnstelle zu übernehmen, fand er, daß das Heer der Ueppigkeit, und Schwelgerey sehr ergeben war. Er nahm deshalb eine große Verbesserung damit vor; zwang jedermann alle überflüssige Geräthschaft wegzuschaffen, und nichts als einen Kessel, ein Bratspieß, und einen Wasserkrug zu behalten. Er verordnete, daß man die

Mittags-

Mittagsmahlzeit stehend, und ohne warme Speise genießen sollte; beym Abendessen mochte sich setzen, wer da wollte: aber man durfte nur ein Gericht von gekochtem, oder gebratenem Fleisch essen. Einem Officier, Namens Memmius, der sich köstliche Geschirre nachtragen ließ, gab er diesen strengen Verweis: Du hast dich mir, und deinem Vaterlande durch deine Weichlichkeit einen ganzen Monath lang unnütz gemacht, und dir selbst für deine ganze Lebenszeit Schaden gethan, da du dich an solche überflüßige Dinge gewöhnt hast.

Auch Gelon, ein anderer großer Mann, hielt es für eine der wichtigsten Sorgen eines Regenten, daß das Volk durch Fleiß und Arbeitsamkeit von einer üppigen Lebensart abgehalten werde. So wie er die Syrakuser gegen die Carthaginenser angeführt, und einen herrlichen Sieg über sie erfochten hatte, nach welchem er ihnen zu einem Friedensartikel machte, daß sie keine Kinder mehr opfern sollten; eben so gieng er in Friedenszeiten gleichsam an ihrer Spitze auf die Felder, und führte sie da an, die Unfruchtbarkeit ihres Bodens zu bekriegen. Dadurch, sagte er, erhalten wir auf einmal zwey Vortheile. Unsere Felder werden durch gute Bearbeitung besser, und unsere Sitten werden nicht durch Müßiggang schlimmer.

Solon, einer der berühmtesten sieben Weisen Griechenlandes, kam, nachdem er zu Athen neue Gesetze eingeführet hatte, nach Sardes, und wurde daselbst auf eine dem Ruhm eines großen Mannes gemäße Art aufgenommen. Der Fürst erschien unter Begleitung eines zahlreichen Hofes in dem völ-

ligen

ligen Glanz der königlichen Würde. So neu dem Solon auch dieser Anblick war; so schien er doch gar nicht dadurch gerühret, und dieser erste frostige, und gleichgültige Zutritt, machte dem Crösus eben keinen vortheilhaften Begrif, von seinem Gaste.

Er befahl hierauf, man sollte ihm alle Schätze, die Kostbarkeit und Pracht seiner Zimmer, und seines Hausraths zeigen. Auch dabey blieb der Philosoph gleichgültig, und ließ sich gegen verständige Personen merken, daß er alles dieses Gepränge für ein Kennzeichen eines Geistes ansähe, der das wahrhaftig Schöne, und Große im Grunde nicht zu schätzen wüste.

Da Solon alles gesehen, führte man ihn zum König zurück. Crösus fragte ihn, wen er wohl auf seinen verschiedenen Reisen gefunden habe, den er für wahrhaftig glücklich halte? „Das ist ein Athenіensischer Bürger, mit Namen „Tellus, ein sehr ehrlicher Mann, antwortete Solon. Er „ist niemals in seinem Leben dürftig gewesen, hat sein Vater„land allemal in einem blühenden Wohlstande gesehen, hat „Kinder hinterlassen, die von jedermann hochgeschätzt werden; „auch das Vergnügen gehabt, Kindeskinder zu erleben, und „ist endlich den rühmlichen Tod fürs Vaterland gestorben."

So eine Antwort, dabey man Gold und Silber nichts achtete, schien dem Crösus von einem Unverstande, und von einer Einfalt zu zeugen, die ihres gleichen nicht hätte. Auch in der Hofnung, doch wenigstens die zweyte Stelle unter den Glücklichen zu haben, fand er sich getäuscht. Denn diese

zweite

zweite Stelle stand Crösus dem Cleobis und Byton zu, die im frommen Dienst ihrer Mutter und der Gottheit gestorben waren.

Crösus ward sehr empfindlich, daß der Weltweise seinen Reichthum, und seine Pracht so wenig schätzte. Solon merkte das Misvergnügen, welches sein Urtheil dem Könige verursachet hatte. Er wollte aber weder schmeicheln, noch weiter lästig seyn, und begab sich weg, nachdem er ihm mit vieler Sanftmuth einige gute Lehren gegeben hatte.

Liebe für das allgemeine Beste.

Aratus, ein Sicyonier, hatte seine Vaterstadt von dem Tyrannen, der sich der Herrschaft bemächtiget hatte, befreyet, und etliche hundert Bürger, welche während der Tyranney waren vertrieben worden, wieder zurück berufen. Diese machten nun auch auf ihre ehemalige Güter, die nach ihrer Verbannung an andere ausgetheilet worden waren, Anspruch. Die Besitzer der Güter setzten sich dagegen, und die Stadt stand in Gefahr, in große Verwirrung zu kommen. Aratus, der kein Mittel sahe, die Streitende mit einander zu vereinigen, gab große Summen Geldes, welche ihm von dem König Ptolemäus geschenkt worden waren, her; und lösete damit denen, welche ihre Güter wiederhaben wollten, dieselben ein; denen aber, welche nur eine Schadloshaltung verlangten, gab er den Werth derselben an Gelde: und rettete also durch freywillige Aufopferung seines Reichthums, die Stadt von innerlichen Unruhen.

Kleomenes sollte seine Mutter dem Ptolemäus zur Geissel überliefern, da er Hülfe von diesem haben wollte. Er machte sich lange Bedenken, ihr dieses zu eröfnen; endlich wagte er es, worauf sie lachend sagte: „Ist es weiter nichts, „als dies, das du mir nicht hast sagen wollen? Warum setzest „du uns nicht gleich in ein Schif, und warum schickest du uns „nicht dahin, wo du glaubst, daß dieser Körper unserm „Sparta am nützlichsten seyn werde, ehe ihn das Alter vol„lends aufreibt, und verzehrt."

Die Truppen Heinrichs des Vierten, die nach Deutschland giengen, hatten in Champagne einige Bauerhäuser geplündert; „unverzüglich," sagte der König, da er es erfuhr, zu den Officieren, „machet euch auf den Weg, haltet die Truppen „in Ordnung, ihr müsset mir dafür stehen. Wenn man mein „Volk ruiniret, wer wird mich ernähren? Wer wird die Last „des Staats tragen? Wer wird euch Herren den Sold bezah„len? Bey Gott, man vergreift sich an mir selbst, wenn „man sich an meinen Unterthanen vergreift."

Ich sterbe, sagte Ludwig der Zwölfte zum Herzog von Valois, euch empfehle ich meine Unterthanen; und verschied.

Um Glocester schnell einzubekommen, schlug Fairfax dem Commendanten eine Unterredung vor, und damit diese von Erfolg sey, so drang er in des Commendanten Sohn, welchen er in seiner Gewalt hatte, seinen Vater zu vermögen, daß er den Platz übergebe. „Mein Vater, antwortete der „Jüngling, ist zu verständig, als daß er sich von mir sollte ra„then lassen." So müßt ihr sterben, erwiederte Fairfax; ließ

ihn bis auf die Hüften entblößt an einen Pfahl binden, und die Soldaten mußten ihm ihre Degen, und Pistolen auf die Brust setzen. Cappel, der Vater, kam eben zu diesem Auftritte, um die Conferenz mit dem General zu halten, welcher ihm mit aufgebrachter Miene zurief: „Entweder übergebet den Platz, oder euer Sohn ist des Todes.“ Der Vater erstarrete beynahe bey diesem Anblick, faßte sich aber bald wieder, und rief seinem Sohn dreymal zu: „Bedenke, mein Sohn, „was du Gott und dem Könige schuldig bist, und kehrte wieder „in den Platz zurück.“

Edle Gesinnung.

Der Generallieutenant von der Artillerie, Herr von St. Hiläre, bat den Türenne, der vor ihm vorbey gieng, eine Batterie in Augenschein zu nehmen. Indem Türenne sieht, kommt eine Kanonenkugel. Türenne fällt, und St. Hiläre verliehrt seinen Arm. Als dessen Sohn seinen Vater verwundet siehet; erhebt er ein Geschrey, fällt demselben um den Hals, der ihn aber schweigen heißt, und ganz gerührt auf den todten Türenne weiset. „Da,“ sagte er: „weine, „und klage; es ist ein Verlust, der ewig zu beweinen, der „unersetzlich ist.“

Als in dem Kriege, welcher 1755 zwischen England und Frankreich ausbrach, der Engelländer Roger, mit einem Trupp seiner Nation bis zu den Ländern der Mohawks vorrückte, wohin noch keine Englische Truppen gedrungen waren; so schickte

schickte Pontheak, der Anführer dieser Nation, ein grosser und furchtbarer Herrscher, Gesandten an den Engelländer, und ließ ihm sagen, er solle nicht einen Schritt weiter rücken, bis er ihn würde gesprochen haben. Bald darauf erschien dieser ansehnliche Mann, und sprach mit einem so edlen Anstande, daß die Engelländer erstaunten, „wie kömmts, daß ihr es „waget, in mein Gebiet zu treten, ohne meine Erlaub„nis, selbst ohne mich gefragt zu haben?" Die Engelländer versicherten, sie wollten nicht die Indianer; sondern nur die Franzosen, ihre Feinde, aufsuchen. Pontheak deutete ihnen drauf an, nicht weiter vorzurücken; sie würden bis zum folgenden Morgen aufs genaueste beobachtet werden. Den andern Tag erschien Pontheack wieder, und versprach den Engelländern guten Frieden, den freyen Durchzug durch sein Land, und Lebensmittel gegen Bezahlung. Er hielt Wort, und schickte selbst noch zu ihrer Sicherheit einen Haufen seiner tapfersten Krieger, die sie gegen die streifenden Indianer schützten. Einige Zeit nachher entstanden Mishelligkeiten, und selbst offenbare Feindschaft, zwischen den Engelländern, und den Unterthanen eben dieses Pontheak. Den Engelländern war die Freundschaft dieses Mannes unentbehrlich; sie schickten ihm daher eine Flasche Brandtwein, als das angenehmste Geschenk. Der ganze Rath der Mohawks zitterte bey dem Anblick dieses verdächtigen Geschenks: keiner zweifelte, daß dies Getränk nicht vergiftet sey, alle baten den Anführer aufs flehendlichste, er möchte es sogleich auf den Boden verschütten. Pontheak allein blieb ruhig, und sagte lächelnd: wie könnt

ihr denken, daß es einem Menschen, der von meiner Achtung überzeugt ist, und dem ich Dienste gethan habe, möglich sey, nur dran zu denken, mir das Leben zu nehmen? Zu gleicher Zeit ergrif er mit der ruhigsten, furchtlosesten Mine die Flasche, und trank.

Ehe Carl der fünfte sein Ansehn in Spanien recht befestiget hatte; entstanden mehrere bürgerliche Kriege, in welchen bald der hohe Adel gegen den König, bald die Bürgerschaft gegen den hohen Adel sich auflehnte. Padilla, der Anführer der Bürgerschaft hatte, nach vielen grossen Thaten, das Unglück bey Villabar geschlagen, und nebst den vornehmsten Officiern gefangen zu werden. Die Rachgier seiner Feinde, ließ den Padilla nicht lange in der ungewissen Erwartung seines Schicksals schmachten. Den nächst folgenden Tag ward er verurtheilt, den Kopf zu verliehren; wiewohl ohne vor Gericht gezogen, und überwiesen zu seyn. Man glaubte, sein Verbrechen sey augenscheinlich, und unleugbar, und dies könne die Förmlichkeiten eines gesetzmäßigen Prozesses erspahren. Er ward sogleich mit Don Juan Bravo, und Don Francesco Maldonado, deren jener General der Segovier, und dieser der Truppen von Salamanca gewesen war, zum Gericht hinausgeführt. Padilla sahe die Annäherung des Todes, mit einer ruhigen und unerschrockenen Standhaftigkeit: und als Bravo, der Gefährte seiner Leiden, einigen Verdruß blicken ließ, da er sich als einen Verräther ausrufen hörte, fiel er ihm in die Rede, mit der Anmerkung: „Gestern war es Zeit den „Muth eines Edelmanns zu zeigen, und heute mit der Sanft-

„muth

„muth eines Christen zu sterben." Als er die Erlaubniß erhielt; an seine Gemahlinn und die Bürgerschaft von Toledo, seine Geburthsstadt, zu schreiben; so nahm er von der ersten Abschied, mit einer männlichen und tugendhaften Zärtlichkeit, und von der letztern mit dem Frohlocken, das demjenigen natürlich ist, der sich als einen Märtyrer, für die Freyheit seines Vaterlands ansieht. Hierauf unterwarf er sich ruhig seinem Verhängnisse.

D. Martin Luther war schon von dem Pabste in den Kirchenbann gethan, und hatte von den Anhängern des Pabstes Verfolgung, Gefängniß, ja selbst die Schicksale des Johann Huss zu fürchten. Die Stände des T. Reichs, deren Mächtigste, theils dem Pabst gänzlich ergeben, theils zu furchtsam waren, sich ihm zu widersetzen, faßten den Schluß, Luther sollte persönlich vor ihnen erscheinen, und sich erklären, ob er die Meynungen wirklich glaubte, und lehrte, die ihm den Kirchenbann zugezogen hatten. Nicht allein der Kaiser, sondern auch alle Fürsten, durch deren Gebiet er gehen mußte, ertheilten ihm ein freyes Geleit, und Carl schrieb ihm zu gleicher Zeit; und befahl ihm unverzüglich vor dem Reichstag zu erscheinen; Dabey wiederhohlte er sein Versprechen, daß er kein Unrecht, noch Gewaltthätigkeit zu besorgen hätte. Luther besann sich nicht einen Augenblick, ob er gehorchen sollte, oder nicht; und reisete mit dem Herolde, der ihm des Kaisers Schreiben, und freyes Geleit gebracht hatte, sogleich nach Worms ab. Wie er aber unterweges war; riethen ihm verschiedene seiner Freunde, denen Hussens Schicksal in

ähnlichen Umständen, und unerachtet eben der Sicherheit, eines Kaiserlichen Geleitsbriefes, Angst machte; und bathen, er möchte sich nicht muthwillig in Gefahr stürzen. Aber Luther, der über alle Schrecken weit hinaus war, legte ihnen mit seiner Antwort ein Stillschweigen auf. „Ich bin, sagte er," gesetzmäßig aufgefordert, in dieser Stadt zu erscheinen, und ich will in des Herrn Nahmen hingehen, wenn sich auch daselbst so viel Teufel wider mich vereinigten, als Ziegel auf den Dächern sind.

M. Scaurus ein Römer, der unsträflich gelebt hatte, und unter verdienstvollen Handlungen in den höchsten Ehrenstellen grau geworden war, ward bey dem Volke angeklagt, daß er, um den Vortheil des Römischen Staats zu verleugnen, vom Könige Mithridates sich habe bestechen lassen. Seine Vertheidigungsrede war folgende: „Allerdings, ihr Römer, „ist es hart, daß, da unter anderer Bürger Augen mein Leben „verstrichen ist, ich jetzt in anderer Gegenwart meinen Wandel rechtfertigen soll. Doch, ist auch der grössere Theil von „euch nicht ein Zeuge meiner Ehrenstellen, und meines Verhaltens gewesen; so darf ich doch dreust diese Frage euch vorlegen: Ein Varius aus Sucro sagt aus, daß Aemilius Scaurus, durch des Königs angebotenen Lohn gewonnen, ein „Verräther am Römischen Reiche geworden sey: Aemilius „Scaurus sagt, er wisse sich frey von dieser Schuld. Wem „glaubt ihr?" Das Volk bewunderte den Mann; ward gerührt, und hörte nicht auf, dem Varius laut so heftige Vor-

würfe zu machen, bis er diese im unüberlegten Affekt unternommene Klage aufgab.

Der vortrefliche Canius Julius stritte einst über eine sehr wichtige Sache, sehr heftig mit dem Kaiser Caligula. Wenn nichts gewiß ist, sagte der Monarch, so ist das gewiß, daß du diesen Abend auf der Liste der Todten seyn wirst, der Befehl ist schon gegeben. Ich danke dir, versetzte Canius ganz gelassen. Die zehn Tage über, die zwischen dem Urtheil, und dessen Vollziehung verflossen, wie die Gesetze es mit sich brachten, beobachtete man an ihm nicht die geringste Veränderung, oder Unruhe. In dem Augenblick, da ihn der Centurio zur Execution abhohlen wollte, spielte er mit einem seiner Freunde im Brette, zählte, ehe er hingieng, noch seine, und seines Freundes Steine: „Damit, „sagte er, du dich nicht nach meinem Tode rühmst, das Spiel „gewonnen zu haben, so nehme ich hier den Centurio zum „Zeugen, daß ich einen Stein mehr habe, als du." Da er aber alle seine Freunde in Thränen zerfließen sahe; sagte er ihnen mit heiterer Mine: „Wozu diese Seufzer, und Thränen? „wir waren schon lange begierig zu wissen, ob die Seele un„sterblich wäre: nun werde ichs erfahren, und wandte sich ge„gen den Weltweisen, welcher ihn unterrichtet hatte." Dieser begleitete ihn auch zum Tode. Auf dem Wege fragte dieser ihn, woran er nun denke: Ich denke, versetzte Canius, wie ich mich recht beobachten könne, ob meine Seele ein Gefühl von ihrem Ausgange haben werde? Und hierauf versprach er allen seinen gegenwärtigen Freunden, wenn

er etwas von dem Zustande nach dem Tode mittheilen könne, so wolle er es ganz gewiß thun. In dieser Gemüthsverfassung starb er.

Welcher von beyden handelt grösser?

Die Truppen des Kaiser Otho hatten gegen den Vitellius zwar eine Schlappe, aber doch keine völlige Niederlage erlitten. Otho empfieng diese Nachricht gar nicht mit Schrecken, sonders als einer, der da wußte, was er zu thun hatte. Die Armee, die er noch bey sich hatte, und die dem Feinde noch furchtbar genug war, wartete nicht ab, bis der Kaiser sie anredete, sondern die Soldaten forderten selbst den Feldherrn zum Zutrauen auf: es wäre noch eine hinreichende Macht zum Ersatz des Verlohrnen da, und sie wollten unter ihm das äusserste wagen, das ärgste dulden. So sprach auch der Anführer der Leibwache, und das ganze Heer schien zum hartnäckigsten Gefecht entschlossen zu seyn. Er selbst aber verwarf jeden Entwurf zum fernern Kriege: „Diese eure Gesinnung, diese Tapferkeit neuen Gefahren entgegen zu stellen, das hiesse in meinen Augen das Leben zu theuer bezahlen. Je mehr Hofnung ihr mich sehen lasset, im Fall ich Lust zum Leben hätte, desto schöner wird mein Tod seyn. „Wir haben uns gegenseitig auf die Probe gestellt, das Glück, „und ich. Der Angrif geschahe vom Vitellius, er war Schuld, „daß um die Oberherrschaft gefochten wurde: daß man nicht „mehr, als ein Gefecht lieferte, soll die Welt an mir ein Bey-

„spiel

„spiel sehen, und darnach mag die Welt den Otho beurtheilen. „Vitellius soll seinen Bruder, seine Gemahlinn, seine Kinder „unverletzt sehen: ich bedarf keiner Rache, keiner Trostgründe. „Andre mögen länger die Regierung behaupten: niemand soll „sie mit grösserer Entschlossenheit verlassen können, als ich. „Daß so viel junge Römer, so vorzügliche Heere, wiederum „auf dem Kampfplatz gestreckt lägen, dem Staate wieder ent„rissen würden, das sollte ich zugeben? Lasset mich diese Vor„stellung mit in den Tod nehmen, als wenn ihr für mich hät„tet sterben wollen; aber lebt nach mir. Mehr Worte von den „letzten Augenblicken machen, gränzt an Feigheit. Seht das „als den grösten Beweis meines so ganz bestimmten Sinnes an, „daß ich mich über niemand beschwere. Wer Göttern oder „Menschen noch Vorwürfe macht, verräth von sich daß er „das Leben wünsche." Nach diesen Worten ließ er jedermann, den das Alter oder die Würde unterschied, zu sich kommen; sprach leutselig mit ihnen; sie möchten eilend abreisen, und durch ihr Zögern nicht den Unwillen des Siegers reitzen. Dabey zeigte sich völlige Ruhe in seinem Gesicht, Unerschrockenheit in dem, was er sprach; er fand es unschicklich, und litte nicht, daß seine Freunde Thränen vergossen; ließ allen zu ihrem Abzuge Wagen, oder Schiffe anweisen; die Briefschaften und Papiere, worinn sich besonderer Eifer für ihn, oder gegen den Vitellius auszeichnete, vernichtete er: seine Casse vertheilte er mit sparender Hand, gar nicht als einer, dem, wenn er den Tod vor Augen hat, das Geld nichts mehr gilt. Nach vielen Anordnungen, entfernte er alle Anwesende, und ruhte

etwas. Gegen Abend löschte er seinen Durst, durch einen Trunk kalten Wassers. Er ließ darauf sich zwey Dolche bringen, und da er beyder Spitze untersucht hatte; so legte er den einen unter seinen Kopf. Als man ihm berichtet, daß seine Freunde nun schon abgereiset wären, so brachte er die Nacht in Ruhe, und, wie man versichert, nicht ohne Schlaf zu. Beym Anbruch des Tages drückte er den Dolch so tief in seine Brust, daß die erste Wunde gleich tödtlich war.

Während dem langen, und grausamen Kriege, den Carl der Grosse gegen die Sachsen, und ihren Heerführer Wittekind, zu führen hatte, war er in einem Treffen unglücklich, daß er sogar zum Fliehen genöthigt wurde. Seine Generale, die diese Flucht in dem falschen Gesichtspunkte sahen, der die wahre Lage der Sachen zu sehen hindert, stellten ihm vor, daß sie seinem Ruhme nachtheilig seyn könne. Carl gab ihnen darauf zur Antwort: „Ey, ihr spaßet nur: man mag „lieber sagen, Carl habe sein Leben mit der Flucht gerettet, „als dasselbe verlohren, da er sich den Siegern widersetzen „wollte."

Fabeln.

Tyrannin, die du jung und alt
Mit unumschränkter Macht regierest!
Dich mit der weiblichen Gestalt
Der meisten Modelaster zierest,
Und bald des Stolzes, bald der List,
Auch oft der Einfalt Zuflucht bist,

Ver-

Verläumdung! deren Mund die Wahrheit selbst betäubet,
Der Mund, den Zucht und Unschuld scheut;
Dir sey zum erstenmal ein Blatt von mir geweiht,
Das itzt ein Meisterstück, das du vollführt, beschreibet.

Es hatt' auf einem hohen Baum
Der Vögel Königinn den Obersitz genommen,
Die Katze wählte sich der Eiche mittlern Raum,
Den untersten hatt' eine Sau bekommen.
Die hielten gute Nachbarschaft;
Durch Argwohn war noch nie die Eintracht unterbrochen;
Doch endlich trennte sie der Bosheit Höllenkraft.
Die Katze kam zum Adler hingekrochen,
Und sprach: Hört! unsrer Kinder Tod,
Wo nicht der unsere, (doch das zu unterscheiden,
Fällt Mutterherzen schwer) scheint gar nicht zu vermeiden.

Ein guter Freund warnt in der Noth.
Seht, ach! ich bitte, seht! wie wühlt die wilde Sau!
Sie gräbt, und will den Baum ganz aus der Wurzel heben.
Trau, schaue, wem; wie muß ich arme Frau
An unsern Kindern das erleben!
Ihr kennt nicht die Gefahr; mir aber, mir ist bange;
So bald die Eiche fällt, die schon beschädigt ist,
So seh ichs, wie die Sau die lieben Kätzchen frißt,
Die ich verlaßnes Weib noch voller Furcht umfange.
Ich bin der Lügen gram; ich suche keinen Zwist;
Nein, ehrlich, ehrlich währet lange.

Nach-

Nachdem sie das gesagt, und mit verstelltem Sinn
Den Argwohn gleich erweckt, auf den ihr Reden zielte;
So schlich die arme Frau stracks zu der Bache hin,
Die unten ihre Wochen hielte:
Ach allerliebste Nachbarinn,
Euch ahnts wohl nimmermehr, warum ich traurig bin,
Die Kinder jammern mich, die eure Brüste saugen.
Man traue keinen Adler Augen!
Könnt ihr auch schweigen? gebt doch acht,
Wie über uns der böse Vogel wacht.
Ich weiß es nur zu wohl, er schärfet schon die Klauen,
Und raubet, wenn ihr euch aus eurem Lager macht,
Die schönen Kinderchen; doch alles im Vertrauen.
Nur sagt mir nicht hernach: das hätt ich nicht gedacht!
Dies wiederholt sie oft, wünscht seufzend gute Nacht,
Und klettert in ihr Loch zurücke,
Und freut sich der gelungnen Tücke.
Der Adler hütet stets das Nest,
Damit der Bache Wuth nicht seine Jungen spieße,
Wie gegentheils die Sau die Eiche nicht verläßt,
Damit der Adler nicht auf ihre Ferkel schieße.
So groß nun beyder Mangel war;
So fürchteten sie doch der Ihrigen Gefahr,
Und, da sie jederzeit in ihrer Wohnung blieben,
Wo jedem Kost und Aetzung fehlt;
So wurden auch, wie Phädrus uns erzählt,
Sie insgesamt vom Hunger aufgerieben,

Und

Und die Betrogne wurden bald
Dem falschen Katzenmaul zum neuen Unterhalt.
Was können böse Zungen nicht
Leichtgläubigen für Stacheln hinterlaßen?
Was richten sie nicht an? Wer ist wohl mehr zu hassen,
Als der von Frommen übel spricht?
O könnt ich dieses hier in kurzen Wörten fassen!
Doch, hat nicht Sirach recht? der ungeheuchelt schrieb:
Wer lüget, wer verläumdt, ist ärger als ein Dieb.

* *
*

Den Mutterwitz bringt jeder auf die Welt;
Der Schulwitz wird durch Bücher uns gegeben;
Der eitle Mensch, dem Schein und Wahn gefällt,
Sucht überdies dem dritten nachzustreben.
Das ist der Witz, den man, galant zu leben,
Auf Reisen sucht, nur in der Fremd' erhält,
Wo, ehe man den letztern ausgespüret,
Manch Mutterkind den erstern oft verlieret.
Und dennoch ists ein Ruhm, (ich leiste die Gewähr)
Mit Vorwitz, Gold, uud Stolz sich auf den Weg zu machen.
Man holt von Städten, Leuten, Sachen,
Zum wenigsten die Nahmen her.
Ist dieses nicht genug? Wer darf noch mehr verlangen?
Wer alles wissen will, der gehe selbst dahin,
Wo ich bereits gewesen bin;
Da kann er Unterricht empfangen.

Ganz

Ganz recht! du bist schon hier: dir droht nicht die Gefahr,
Die jenem Affen tödlich war.
Der gieng zu Schiffe, von Athen
Nach Lacedämon hinzureisen,
Den Schönen dort, die ihn noch nicht gesehn,
Sein liebliches Gesicht zu weisen.

Die Fahrt fieng glücklich an, bey hellem Sonnenschein;
Die Luft floß, wie das Meer, gelind und spiegelrein.
Drum singt der Steuermann, den noch kein Unfall störet,
Und lenkt das Schiff mit Lust; man jauchzet überall.
Die allgemeine Ruh, der öftre Freudenschall
Reitzt meinen Passagier, der bald den Scherz vermehret,
Die Zähne bleckt, erzählt, wo er herumgeschweift,
Und es beym Zevs beschwört, ein Liedchen hüpfend pfeift,
Das er beym Chier Wein von Phrynen selbst gehöret.

Der Wind verbleibt geneigt. Man sieht zur rechten Hand
In einem fernen Blau, Trözens berühmten Strand,
Und Argos breiten Busen liegen:
Der Thetis weibischen, und schnellen Unbestand
Scheint Eurus webend einzuwiegen.

Bald aber schwärzet sich die heitre Himmelsluft;
Es reißt sich Boreas aus seiner tiefsten Kluft
In Wirbeln brausend los, und thürmt auf Wellen Wellen.
Das Siffvolk sieht erstaunt die wilden Fluthen schwellen,
Und zieht die Seegel ein; doch fehlt ihm Zeit, und Licht.
Die Noth verfolgt das Schiff: es krachet, splittert, bricht.

So wird die Hofnung bald betrogen!
Die in erwünschter Sicherheit
Der guten Reisen sich erfreut,
Sind itzt ein Spiel empörter Wogen.

Ein jeder ringt mit Furcht und Wellen,
Und jedem sinkt die Hand, und Muth,
Doch plötzlich legt sich Wind und Fluth;
Die Luft fängt an sich aufzuhellen.

Als nun die Stille zugenommen,
Da kömmt, vielleicht von ohngefähr
Ein schwimmendes Delphinenheer,
Zu aller Trost herbeygeschwommen.

Dies Thier pflegt Menschen gern zu dienen,
Selbst Plinius erzählt es so.
An welchem Ort? Ich weiß nicht wo;
In dem Capitel von Delphinen.

Der Affe naht sich mit Entzücken.
Da nimmt ein solcher Menschenfreund,
Dem er ein Mensch wie andre scheint,
Ihn unverzüglich auf den Rücken.

Er freuet sich der stolzen Bürde,
Sein Reiter ziert sich auch so schön,
Daß, wer ihn nicht zu scharf besehn,
Ihn für Arion halten würde.

Der junge Herr wird fortgetragen,
Bis endlich sein Erretter ruht,

Und höflich diese Fragen thut:
Wie ihn der Sturm hieher verschlagen?
Sie sind ja von Athen gekommen?
Ja freylich komm ich von Athen.
Mich deucht, da bin ich angesehn;
Habt ihr noch nichts von mir vernommen?
Hat ihnen diese Stadt gefallen?
Ihr fragt? Wem steht Athen nicht an?
Mein Vetter, der berühmte Mann,
Ist Archon dort, und gilt bey allen.
Ach mein! wie werden die Verwandten
Um meine Rettung fröhlich seyn!
Wie wird sich mein Papa erfreun,
Ma Soeur, mon Frere, nebst den Tanten!
So ist auch (doch kaum brauchts der Frage)
Piräus ihnen wohl bekannt?
O der? Piräus hat Verstand;
Wir sahen uns fast alle Tage.
Das heißt nun recht die Klugheit zeigen!
Kein Meister hat das Schloß erdacht,
Das rohe Mäuler sprachlos macht.
O wüßten Affen doch zu schweigen!
Er wird erkannt, und muß ertrinken.
Man wirft ihn in das Meer und spricht:
Delphinen retten Thiere nicht:
Fort; du magst schwimmen oder sinken!

* * *

An einem schönen Sommermorgen, schwärmte eine Biene auf der bunten Flur umher: doch war ihre Freude nicht Müssiggang, sondern sie suchte sich die Pflicht, für ihr Haus zu sorgen, zur Freude zu machen. Sie gab also jeder Blume einen Besuch. Bald beladete sie ihre kleinen Schenkel mit gelbem Wachs, damit sie sich ein Häußchen, und Vorrathskammern baute: bald sog sie aus den goldenen Sternchen der Lindenblüte Honig ein, und bald schlurfte sie den süßen Thau des milchweißen Jasmin, oder rosenfarbigen Je länger je lieber auf.

Eine Ameise sah ihr zu, und da sie selbst eine gar gute Wirthschafterinn ist, lobte sie der Biene rühmlichen Fleiß. Aber, sagte sie: ich bin so ämsig, wie du! Mit unermüdeter Sorgfalt baue ich meine kleinen Höhlen; Ich arbeite mich weit durch die Erde, und öffne Gänge, die weit über meine Kräfte zu seyn scheinen. Ich habe eine unermüdete Fürsorge für meine jungen Kinder, und trage, und schleppe mich mit ihnen Tag und Nacht. Ich baue ihnen sichere Wohnungen für Hitze und Frost, die ich ihnen gar ganz einräume, und mit meinen Dienern, und Sklaven überlasse: gleichwohl werde ich stets von den Menschen verfolgt. Komme ich, oder mein Volk, in ihre Häuser und Speisekammern, das ist ein Lärmen als wenn der Feind da wäre! Da werden wir mit allen Elementen verfolgt, und vertilgt: in Gärten und Wiesen zerstört man unsere Wohnungen, wo man kann; entreißt uns unsere Jungen noch im Mutterleibe; beschmiert nicht sel-

ten die Bäume mit — ich weiß nicht was, um uns zu hindern, uns unsere mühsame Kost zu holen.

Und darüber wunderst du dich? versetzte das Bienchen. Vergleiche meine Arbeit mit der deinigen. Dein Fleiß gehet nicht bloß nach dem, was die Natur allen lebenden Wesen zu genießen gegeben; sondern was andere schon mit Mühe eingesammlet haben. Du brichst in fremde Vorrathskammern ein, und selbst in die meinigen: du verderbst, indem du einsammelst, und fragst nicht, was darüber zu Grunde gehet, indem du die Gärten und Wiesen untergräbst, viele brauchbare Dinge zerfrissest, und schwer zu vertilgen bist, wo du einmahl Besitz genommen hast. Ich hohle meine Schätze aus Blüten und Blumen, und raube ihnen weder ihre Schönheit, noch ihren Geruch. Endlich theilst du mit niemanden, was du geraubt hast. Ich sammle meinen wohlthätigen Vorrath mehr für andere, als für mich ein. Mein Wachs und mein Honig, was für Vortheile schaffen die dem Menschen? Sollte er also mich nicht schätzen, wenn er dich verfolgt?

* * *

Betrachtungen.

Herr und Vater aller Wesen, aller Himmel, aller Welten,
Aller Zeiten, aller Völker! ewiger Herr Zebaoth!
Die Verehrung schwacher Menschen kann dein Wohlthun nicht vergelten,
Gott, dem alle Götter weichen! Unaussprechlich großer Gott!

Weise,

Weise, Heilige, Barbaren fühlen, denken und bekennen
Dich, du Ursprung aller Dinge! Unerforschter Geist der Kraft!
Mein Verständniß ist begränzet; nur dich groß und gut zu nennen,
Und mich selber blind zu wißen, das ist meine Wissenschaft.
Doch in diesem dunkeln Stande meiner Sinnen und Gedanken,
Gabst du mir zu unterscheiden, was hier gut und übel sey.
Stellte gleich der Arm der Allmacht der Natur gemeßne Schranken:
Ließ dennoch das freyste Wesen Willen, und Gewissen frey.
Lehre mich das Gute lieben, lehre mich das Böse hassen;
Aus dem allerreinsten Triebe dem Gewissen folgsam seyn;
Wenn es dies zu thun befiehlet, oder das zu unterlassen,
Dies mehr als den Himmel suchen, das mehr als die Hölle scheun.
Laß mich auf den Segen achten, den wir nur von dir erlangen.
Auf die Milde deines Reichthums, auf der Gaben Ueberfluß.
Ihm, dem Geber, wird vergolten, wenn wir Menschen recht empfangen.
Der Gehorsam, den er heischet, ist ein fröhlicher Genuß.
Laß mich aber deine Güte nicht an unsern Erdkreiß binden;
Herr, sey mir ein Gott der Menschen! doch der Menschen nicht allein;
Andre Körper und Geschöpfe müßen deine Huld empfinden,
Und in mehr als tausend Welten, Spiegel deiner Größe seyn.

Nimmer werden meine Hände, bey der Schwäche so verwegen,
Mit den Waffen deines Eifers, deinen Keilen, umzugehn,
Und mit donnerndem Verdammen Land, und Volk zu widerlegen,
Die nach meiner blöden Einsicht, deiner Wahrheit widerstehn!
Bin ich auf dem rechten Wege, so verleihe deine Gnade,
Diesen Weg nicht zu verlaßen, da mein Fortgang dir gefällt.
Irr' ich als ein Kind des Irrthums; ach! so bringe mich zum Pfade,
Wo die Füße seltner straucheln, und dein Licht die Bahn erhellt.
Schütze mich vor eitelm Stolze, der sich bey dem Gut erhebet,
Das dem sterblichen Besitzer deine Milde nur geliehn.
Auch vor rohem Mißvergnügen, das umsonst nach Dingen strebet,
Die ihm deine Macht und Weisheit theils versagen, theils entziehn.
Bilde selbst mein Herz, o Vater! daß es sich zum Mitleid neige,
Und um andrer Wunden blute, Fehler decke, die es schaut.
Würdige mich des Erbarmens, das ich fremder Noth erzeige,
Froh im Ausfluß des Vermögens, das mein Gott mir anvertraut.
Zwar bin ich gering, und nichtig; doch wird der gering erfunden,
Den dein Oden selbst beseelet, Herr der Jahre, Tag' und Zeit?
Ordne du an diesem Tage meine Wege, meine Stunden,

Wie

Wie du willst zum weitern Leben, oder auch zur Ewigkeit.
Ich erbitte mir auf heute sonst kein Theil, als Brod und Frieden,
Aus der andern Güter Menge, wähle nie mein eigner Wahn!
Ob sie recht vertheilet worden, sey von dir allein entschieden.
Nur dein Will, o Herr, geschehe! Was du thust, ist wohlgethan.
Dich, dem aller Welten Kreise, aller Raum zum Tempel dienen,
Dich besingen alle Wesen, ewig mit vereintem Chor!
Und von Erde, Meer und Lüften, als von deines Altars Bühnen,
Schwinge sich zu dir der Weyhrauch opfernder Natur empor!

* * *

Genug es ist ein Gott, es ruft es die Natur.
Der ganze Bau der Welt zeigt seiner Hände Spur.
Den unermeßnen Raum, in dessen lichten Höhen
Sich tausend Welten drehn, und tausend Sonnen stehen,
Erfüllt der Gottheit Glanz. Daß Sterne sonder Zahl,
Mit immer gleichem Schritt, und ewig hellem Strahl,
Durch ein verdeckt Gesez vermischt, und nicht verwirret,
In eignen Kreisen gehn, und nie ihr Lauf verirret,
Macht ihres Schöpfers Hand; sein Will ist ihre Kraft,
Er theilt Bewegung, Ruh, und jede Eigenschaft
Nach Maaß und Absicht aus. Kein Stein bedeckt die Erde,
Wo Gottes Weisheit nicht, in Wundern thätig werde.

* *
*

O! Schöpfer, was ich seh, sind deiner Allmacht Werke,
Du bist die Seele der Natur.
Der Sterne Lauf und Licht, der Sonnen Glanz und Stärke,
Sind deiner Hand Geschöpf und Spur.
Du steckst die Fackel an, die in dem Mond' uns leuchtet,
Du theilst der Sterne Lauf und Ruh.
Du hast der Berge Stoff aus Thon, und Staub gedrehet.
Der Schachten Erz aus Sand geschmelzet,
Du hast das Firmament an seinem Ort erhöhet,
Der Wolken Kleid darum gewälzt.
Dem Fisch, der Ströhme läßt, und mit dem Schwanze stürmet
Hast du die Adern ausgehölt;
Du hast den Elephant aus Erden aufgethürmet,
Und seinen Knochenberg beseelt.
Doch dreymal großer Gott! es sind erschaffne Seelen,
Für deine Thaten viel zu klein,
Sie sind unendlich groß, und wer sie will erzählen
Muß, gleich wie du, ohn Ende seyn.
O unbegreiflicher! ich bleib in meinen Schranken,
Du Sonne blendst mein schwaches Licht;
Und wem der Himmel selbst sein Wesen hat zu danken,
Braucht eines Wurmes Lobspruch nicht.

* *
*

Ja, deine Huld, o Gott! ist allzu offenbar,
Die ganze Schöpfung legt dein liebend Wesen dar.

Die

Die Huld, die Raben nährt, wird Menschen nicht verstossen,
Wer groß im Kleinen ist, wird größer seyn im Großen.
Wer zweifelt dann daran? ein undankbarer Knecht.
Drum werde, was du willst, dein Wollen ist gerecht.
Noch Unrecht noch Versehn kann vom Allweisen kommen,
Du bist an Macht, an Gnad, an Weisheit ja vollkommen.
Wenn unser Geist gestärkt, dereinst dein Licht verträgt,
Und sich des Schicksals Buch vor unsre Augen legt,
Wenn du der Thaten Grund uns würdigest zu lehren,
Denn werden alle Dich, o Vater, recht verehren,
Und kündig deines Raths, den blinden Spötter schmähn,
In der Gerechtigkeit nur Gnad, und Weisheit sehn.

* *
*

Im Anfang jener Zeit, die Gott allein beginnet,
Die ewig ohne Quell, und unversiegend rinnet,
Gefiel Gott eine Welt, wo, nach der Weisheit Rath
Die Allmacht, und die Huld auf ihren Schauplatz trat.
Verschiedner Welten Riß lag vor Gott ausgebreitet.
Allein die Weisheit gieng auf die Vollkommenheit;
Befruchtet mit der Kraft des Wesenreichen Wortes
Gebiert das alte Nichts; den Raum des öden Ortes
Erfüllt verschiedner Zeug, den regende Gewalt
Erlieset, trennet, mischt, und sammelt in Gestalt.
Das Dichte nahm sich an, das Licht und Feuer rennen,
Es nahmen ihren Platz, die neugebohrnen Sonnen,
Die Welten wälzten sich, und zeichneten ihr Gleis,
Stets flüchtig, stets gesenkt in dem befohlnen Kreis.

Gott sah, und fand es gut. Allein das stumme Dichte,
Hat kein Gefühl von Gott, noch Theil an seinem Lichte.
Ein Wesen fehlte noch, dem Gott sich zeigen kann,
Gott bließ, und ein Begrif nahm Kraft und Wesen an.
So ward die Geisterwelt. Verschiedne Macht und Ehre,
Vertheilt, nach Stufenart, die unzählbaren Heere,
Die, ungleich satt vom Glanz des mitgetheilten Lichts,
In langer Ordnung stehn, von Gott zum öden Nichts.
Nach der verschiednen Reih von fühlenden Gemüthern
Vertheilte Gott den Trieb nach angemeßnen Gütern:
Der Art Vollkommenheit ward als zum Ziel gesteckt,
Wo aller Geister Wunsch aus eignem Zuge zweckt.
Doch hielt den Willen nur das zarte Band der Liebe,
So daß zur Abart selbst das Thor geöfnet bliebe,
Und nie der Sinn so sehr zum Guten sich bewegt,
Daß nicht sein erster Wink die Waagschal überschlägt.
Denn Gott liebt keinen Zwang: Die Welt mit ihren Mängeln,
Ist besser, als ein Reich von willenlosen Engeln.
Gott hält für ungethan, was man gezwungen thut,
Der Tugend Uebung selbst wird durch die Macht erst gut.
Gott sah vom Anfang wohl, wohin die Freyheit führet,
Daß ein Geschöpf sich leicht bey eignem Licht verlieret,
Und ein gemeßner Geist nicht stets die Kette findt,
Die den besondern Satz an den gemeinen bindt,
Der Güter ächter Preis ist allzuschwer zu setzen,
Von zweyen streitigen, wer kann den Vorzug schätzen?
Wer ists, der allemal der Neigung Stufe mißt,

Wo

Wo nur das Mittel gut, sonst alles Laster ist?
Kein endlich Wesen kennt das Mitseyn aller Sachen,
Und die Allwissenheit kann erst ohnfehlbar machen.
Gott sah das alles wohl, und doch schuf er die Welt,
Kann etwas weiser seyn, als das, was Gott gefällt?
Gott, der im Reich der Welt sich selber zeigen wollte,
Sah, daß, wenn alles nur aus Vorsicht handeln sollte,
Die Welt ein Uhrwerk wird, von fremdem Trieb beseelt,
Und keine Tugend bleibt, wo Macht zum Laster fehlt.
Gott wollte, daß wir ihn aus Kenntniß sollten lieben,
Und nicht aus blinder Kraft von ungewählten Trieben:
Er gönnte dem Geschöpf, den unschäzbaren Ruhm,
Aus Wahl ihm hold zu seyn, und nicht aus Eigenthum.
Der Thaten Unterschied wird durch den Zwang gehoben,
Wir loben Gott nicht mehr, wenn er uns zwingt zu loben.
Gerechtigkeit und Huld, der Gottheit Arme, ruhn,
Sobald Gott alles wirkt, und wir nichts selber thun.
Drum überließ auch Gott den Geistern ihren Willen,
Und den Zusammenhang, woraus die Thaten quillen,
Doch so, daß seine Hand der Welten Steur behielt,
Und der Natur ihr Rad muß stehn, wann er befiehlt.

* * *

Erbarmensvoller Gott! in einer dunkeln Stille,
Regiert der Weltenkreis dein unerforschter Wille;
Dein Rathschluß ist zu hoch, sein Siegel ist zu fest;
Er liegt verwahrt in dir, wer hat ihn aufgelößt?

Dis weiß ich nur von Dir, dein Wesen selbst ist Güte,
Von Gnad und Langmuth wallt dein liebendes Gemüthe,
Du Sonne wirfest ja mit gleichem Vatersinn
Den holden Lebensstrahl auf alle Wesen hin.
O Vater! Rach, und Haß sind fern von deinem Herzen,
Du hast nicht Lust an Qual; noch Freud' an unsern Schmerzen,
Du schufest nicht aus Zorn, die Güte war dein Grund,
Weswegen eine Welt vor Nichts den Vorzug fund.
Du warst es nicht allein, dem du Vergnügen gönntest,
Du hießest Wesen seyn, die du beglücken könntest,
Und deine Seligkeit, die aus dir selber fließt,
Schien Dir noch seliger, so bald sie sich ergießt.
Wie daß o Heiliger! Du dann die Welt erwählet,
Die ewig sündiget, und ewig wird gequälet?
War kein vollkommner Riß im göttlichen Begrif,
Dem der Geschöpfe Glück auch nicht entgegen lief?
Do wo gerath ich hin, wo werd ich hingerissen?
Gott fordert ja von uns zu thun und nicht zu wissen,
Sein Will ist uns bekannt, er heist die Laster fliehn,
Und nicht warum sie sind, vergebens sich bemühn.

* * *

Erquickendes Empfinden!
Ich liege nicht versäumt in ew'ger Nacht;
Und der der Welten Heer gemacht,
Hat auch an mich, an dieses Mich gedacht,
Und ließ in seinem All mich eine Stelle finden.

Ein Blick in seinen Bau, ein einz'ger Augenblick,
Mit einem steten Nichts verglichen,
Ist der, o Fries, nicht schon ein Glück?
Und o! wie mancher Augenblick
Ist uns bereits in dem Genuß verstrichen;
Wie mancher kommt vielleicht noch ferne her geschlichen!
Ja, stürzte mich der Tod von neuem in die Nacht,
Aus welcher werdend ich erwacht,
Und wäre meinem kurzen Leben
Ein einz'ger Tag zum Ziel gegeben,
So schiene mir's ein Glück, auch einen Tag zu seyn,
So würd' ich diesen Tag dem Dank und Lobe weihn.

* * *

Wenn dich ein Locke denken lehrt,
Wenn aus der Gottheit Schoos dein Wesen Plato leitet;
Was irrt dich ein Pedant, der Lockens Kunst entehrt,
Ein Thor, der deinem Geist ein eitles Grab bereitet?
Wenn Muschenbröck die Luft, das Feuer mißt,
So kennet Muschenbröck, so viel ihm nöthig ist.
Was willst du mehr? Gesetzt er kennte
Des Elementes Elemente;
Ein eitler Schritt, der dem umschränkten Geist
Nur eine neue Grenze weist.
Doch wenn der kleine Wurm, der an der Erde klebet,
Ein Newton ist, des Ganzen Plan versteht,
Weiß er das Gleichgewicht, in dem die Sonne schwebet,

Und

Und sich der unermüdete Planet
Um einen festen Punkt im doppeln Laufe dreht?
Mißt er das schnelle Licht? Der Tones trägre Stöße?
Der Zeiten Flug? Des Sterne Heer?
Sprich, über was erstaunst du mehr,
Ob seinem Nichts, ob seiner Größe? —

* *
*

Fern unter Engeln hat das sterbliche Geschlecht
Im Himmel, und im Nichts sein doppelt Bürgerrecht.
Aus ungleich festem Stoff hat Gott es auserlesen,
Halb zu der Ewigkeit, halb aber zum Verwesen.
Zweydeutig Mittelding von Engeln und von Vieh,
Es überlebt sich selbst, es stirbt und stirbet nie.
Auch wir sind gut gewest, der Welt beglückte Jugend
Sah nichts, so weit sie war, als Seligkeit und Tugend.
Auch in uns prägte Gott sein majestätisch Bild,
Er schuf uns etwas mehr, als Herren vom Gewild.
Er legte tief in uns zwey unterschiedne Triebe,
Die Liebe für sich selbst, und seines Nächsten Liebe.
Die eine niedriger, doch damals ohne Schuld,
Ist der fruchtbare Quell von Arbeit und Geduld;
Sie schwingt den Geist empor, sie lehrt die Erde kennen,
Und führt im steilen Pfad, wo Tugend Dornen streut,
Den weltvergeßnen Sinn nach der Vollkommenheit.
Sie wacht für unser Heil, sie lindert unsern Kummer,
Versöhnt uns mit uns selbst, und stöhrt des trägen Schlummer.

Sie zeiget uns, wie Heut für Morgen sorgen muß,
Und speiset ferne Noth mit altem Ueberfluß.
Sie dämpft des Kühnen Wuth, sie waffnet die Verzagten;
Sie macht das Leben werth im Auge des Geplagten;
Sie sucht im rauhen Feld des Hungers Gegengift;
Sie kleidet Nackende vom Raub der fetten Trift:
Sie bahnete das Meer zur Beyhülf unsers Reisens;
Sie fand den ersten Brand im Zweikampf Stein und Eisens;
Sie grub ein Erz hervor, das alle Thiere zwang;
Sie kocht aus einem Kraut der Schmerzen Lindrungstrank;
Sie spähte der Natur verborgne Eigenschaften;
Sie waffnete den Sinn mit Kunst und Wissenschaften.
O daß sie doch so oft, vor zartem Eifer blind
In eingebildtem Glück, ein wirklich Elend findt!
Viel edler ist der Trieb, der uns für andre rühret,
Vom Himmel kommt sein Brand, der keinen Rauch gebiehret.
Von seinem Ebenbild, das Gott dem Menschen gab,
Drückt deutlicher kein Zug sein hohes Urbild ab.
Sie, diese Liebe, war der Menschen erste Kette,
Sie macht uns bürgerlich, und sammelt uns in Städte;
Sie öfnet unser Herz beym Anblick fremder Noth,
Sie theilt mit Dürftigen ein gern gemisset Brod,
Und wirkt in uns die Lust, vom Titus oft verlanget,
Wenn ein verwandt Geschöpf von uns sein Glück empfanget;
Die Freundschaft stammt von ihr, der Herzen süße Kost,
Die Gott in so viel Noth, uns gab zum letzten Trost.
Sie zündt die Fackeln an, bey deren holdem Scheinen,

Zu beyder Seligkeit, zwey Herzen sich vereinen;
Das innige Gefühl, der Herzen erste Schuld,
Ist ein besondrer Zug der allgemeinen Huld.
Sie ist, was tief in uns für unsre Kinder lodert,
Sie macht die Müh zur Lust, die ihre Schwachheit fodert,
Sie ist des Blutes Ruf, der für die Kleinen fleht,
Und unser Innerstes, so bald er spricht, umdreht.
Ja, auch dem Himmel zu, gehn ihre reine Flammen,
Sie leiten uns zu Gott, aus dessen Huld sie stammen,
Ihr Trieb zieht ewiglich dem Liebenswürd'gen zu,
Und find't erst im Besitz des höchsten Gutes Ruh.

* * *

Gleich deinem Körper fühlt dein Herz:
Bald naget es der wilde Schmerz,
Bald dehnt es sich in süßen Freuden,
Doch meistens ruhet es, unaufgeweckt von beyden.
Dies scheint der wahre Stand, den die Natur begehrt,
Zu welchem sie von Lust und Leiden,
Als Nebenwegen, wiederkehrt.
Dein erstes sey demnach, der Schmerzen Quelle mindern,
Und ihren Biß durch weise Großmuth lindern.
Nicht daß dein Mund, der stolzen Stoa voll,
Wenn dich die Wunde brennt, mir lachend lügen soll.
Doch schärfer leidest du, von Kleinmuth hingerissen,
Und eine nöth'ge Kunst ist die, zu leiden wissen.
Der Schmerz, mit dem uns die Natur bekriegt,
Ist selten; häufig der, der in der Meinung liegt.

Freund!

* * *

Freund! wer erkennet nicht den Werth der Wissenschaft?
Unendlich ist ihr Ruhm, ersprießlich ihre Kraft.
Doch sind wir, so wie Gott die Schöpfung vorgenommen,
Nur, um gelehrt zu seyn, auf diese Welt gekommen?
Hat nicht an deinem Fleiß und wirksamen Verstand
Dein eignes Haus ein Recht, noch mehr dein Vaterland?
Wird durch den Sirius, der beym Orion blitzet,
Germanien befreyt, und eine Stadt beschützet;
Der Unschuld Recht geschaft, der Frevelmuth gestört;
Die Tugend groß gemacht, der Seele Glück vermehrt?
Bestimmst, und ordnest du nach der Bewegung Schranken
Die sich verklagende und richtende Gedanken?
Nutzt nicht der grobe Pflug, die Egge mehr dem Staat,
Als ihm ein Fernglas nutzt, das dir entdecket hat,
Wie von Cassini Schnee, von Huygens weisser Erde *)
Im fernen Jupiter ein Land gefärbet werde?
Sah' nicht ein Sokrates aufs menschliche Geschlecht,
Und hat er etwa nicht bey seiner Strenge Recht,
Die von der Wissenschaft der Sterne nichts behielte,
Als was dem Feldbau half, und auf die Schiffahrt zielte?
Mich deucht es gründe sich auf die Erfahrenheit;
Das, was uns glücklich macht, sey nicht Gelehrsamkeit.

* * *

Dir, aller Geister Kost, dir süsse Seelenruh
Eilt jedes Menschen Wunsch, eilt jede Handlung zu.

Doch

*) Man sieht durch die Ferngläser weisse Streifen auf dem Jupiter, welche Cassini für Schnee, Huygens für weisse Erde hält.

Doch wer erreichet dich, wo uns auf beyden Seiten
Dort Schrecken, und hier Lust, auf Nebenwege leiten?
Wenn hier der Zauberton der falschen Siren reizt;
Und eine Scilla dort nach unserm Fleische geizt,
Und bey verwölkter Nacht kein sichres Licht uns zündet,
Wo ist hier der Ulyß, der stets das Mittel findet?
Hier spornet euren Fleiß ihr Weisheitslehrer an!
Steig Huygen, steig Cassin, von der ätherschen Bahn
In dein verkanntes Herz, und laß Cometen irren,
Der eignen Triebe Lauf sorgfältig zu entwirren,
Und führ, an jener Statt, dein Herz, mit besserm Glück,
Von seines Brennpunkts Flucht zu seiner Sonn' zurück.
Beklagenswerther Geist; wem giebst du deine Sorgen?
Im Himmel wohl bekannt, und nur dir selbst verborgen,
Gebläht von Wissenschaft die nur den Kopf beschwert,
Des Leibes Kräfte schwächt, und nie das Herze nährt.
Du giebst dem Schöpfer Rath, kannst seine Werke schelten,
Verwirfst der Weisheit Plan, und bauest neue Welten;
Dir zeigt ein Zifferblatt die Seele jener Uhr
Die alle Sphären treibt, die Räder der Natur;
Du theilst den steten Stoff in geistige Monaden,
Und findst der Regung Grund in ihres Zustands Graden.
Doch mahle mir einmal dein dir so nahes Herz,
Den Schöpfer deines Glücks, den Quell von Lust und Schmerz;
Wie mischen sich in ihm die Triebe, die es regen?
Wie machest du, daß sich der Seelen Stürme legen?
Wie milderst du den Hang nach oft bereuter Lust

Mit Epikurscher Kunst *) in der erregten Brust?
Wenn sich dein Glück verbirgt, und das Geschick der Weisen
Dich in den Staub verstößt, und schlägt in Zenons Eisen; **)
Sieht denn dein Heldenblick mit unverwirrtem Sinn,
In aller Dinge Band, ins Glück der Zukunft hin;
Und lernt, umstrahlt von Licht ihm aufgeschloßner Sphären
In schönen Hofnungen, die Erde leicht entbehren?
Bist du ein Menschenfreund, und fühlest fremde Pein,
Liebst du auch ohne Lohn, kannst du dem Feind verzeihn,
Dich rächen wie Lykurg; ***) und nur durch bessern strafen;
Wie Indens Weiser thut, auf Laub zufrieden schlafen,
Des armen Crassus Gold begierdenlos besehn;
Und stets mit frohem Mund, Gott danken, nie ihn flehn?
Dies Kenner des Gestirns, dies muß der üben können,
Den Sokrates, und ich soll einen Weisen nennen.
Den Weg zur Seelenruh, den allernächsten Pfad,
So rauh auch Prodicus †) ihn uns geschildert hat,

(Nicht

*) Die Mässigung in Stillung der Begierden, worinn die größte Wollust besteht, ist eine der Hauptsätze der Sittenlehre des weisen Epikurs.

**) Zeno von Elea wurde vom Phalaris zu Agrigent aufs grausamste mißhandelt.

***) S. Vorübungen 2. Theil. S. 223.

†) Von diesem, seiner Beredsamkeit wegen berühmten Attischen Sophisten, hat uns Xenophon die bekannte Erzählung von der Wahl des Herkules aufbehalten.

(Nicht wie der Wollust Feld, mit Frühlingsluft umflossen,
Von alten Hecken starr, der Weichlichkeit verschlossen)
Den kenn, den zeig er uns, den geh er selbst voran;
Er läutre unsern Geist von Vorurtheil und Wahn;
Zeig uns, was Gottheit ist, wozu sie alle Wesen,
Nachbildungen von ihr, zur Ewigkeit erlesen;
Wie sich in unsrer Brust ihr eingepflanztes Bild,
Des fernen Glückes Keim, verschönert, und enthüllt;
Wie den Begierden selbst, den Flügeln unsrer Seelen,
Ein Weiser zum Gebrauch der Tugend kann befehlen,
Und wie, zu seinem Glück das Herz zu hintergehn,
Die Menschenfreundin sich oft läßt verkleidet sehn.

* * *

Verblendte Sterbliche! die, bis zum nahen Grabe,
Geiz, Ehr und Wollust stets an eiteln Hamen hält,
Die ihr der kurzen Zeit genau gezählte Gabe
Mit immer neuer Sorg, und leerer Müh' vergällt,
Die ihr das stille Glück des Mittelstands verschmähet,
Und mehr vom Schicksal heischt, als die Natur von euch.
Die ihr zur Nothdurft macht, warum nur Thorheit flehet,
O glaubts, kein Stern macht froh, kein Schmuck von Perlen reich.
Seht ein verachtet Volk bey Müh und Armuth lachen,
Die mässige Natur allein kann glücklich machen.
Elende! rühmet nur den Rauch von grossen Städten,
Wo Boßheit und Verrath im Schmuck der Tugend gehn,
Die Pracht, die euch umringt, schließt euch in güldne Ketten,

Erdrückt den, der sie trägt, und ist nur andern schön.
Noch vor der Sonne reißt die Ehrfurcht ihre Knechte
Nach dem verschloßnen Thor geehrter Bürger hin,
Und die verlangte Ruh der durchgeseufzten Nächte
Raubt euch der stete Durst nach nichtigem Gewinn.
Der Freundschaft himmlisch Feu'r kann nie bey euch entbrennen,
Wo Neid und Eigennutz auch Bruderherzen trennen.

Dort spielt ein wilder Fürst mit seiner Diener Rümpfen,
Sein Purpur färbet sich mit lauem Bürgerblut.
Verläumdung, Haß und Spott, zahlt Tugenden mit Schimpfen,
Der Giftgeschwollne Neid nagt an des Nachbarn Gut:
Die geile Wollust kürzt die kaum gefühlten Tage,
Um deren Rosenbett ein naher Donner blitzt.
Der Geitz bebrütet Gold, zu sein, und andrer Plage,
Das niemand weniger, als wer es hat, besitzt.
Dem Wunsche folgt ein Wunsch, der Kummer zeuget Kummer,
Und euer Leben ist nichts als ein banger Schlummer.

* * *

Gelehrte Sterbliche!
Euch selbst miskennet ihr, sonst alles wißt ihr eh,
Ach! eure Wissenschaft ist noch der Weisheit Kindheit;
Der Klugen Zeitvertreib, ein Trost der stolzen Blindheit.
Allein was wahr und falsch, was Tugend, Prahlerey,
Was falsches Gut, was echt, was Gott und jeder sey?
Das überlegt ihr nicht; ihr dreht die feigen Blicke
Vom wahren Gute weg, und sucht ein träumend Glücke.

Ein Kind ist noch ein Kraut, das an der Stange klebt,
Nicht von sich selbst besteht, und nur durch andre lebt.
Darauf, wenn nach und nach sein Denken wird sein eigen,
Und Witz und Bosheit sich durch stärkers Werkzeug zeigen,
Wächst Geiz und Ehrsucht schon, noch weil ein Kinderspiel,
Ein Ball und schneller Reif, ist seiner Wünsche Ziel.
Die Blumenvolle Zeit der immer muntern Jugend,
Ist, und ist drüber stolz, in Feindschaft mit der Tugend;
Der Wollust sanfte Glut wärmt ihr die Adern auf;
Kein Einfall von Vernunft hemmt ihrer Lüste Lauf.
Wenn mit den Jahren nun auch das Erkenntniß reifet,
Und der gesetzte Sinn sich endlich selbst begreifet;
Wenn Tugend und Vernunft am Steuer sollten seyn,
Nimmt erst die Eitelkeit die Seele völlig ein.
Da sinnt ein kluger Mann in durchgewachten Nächten,
Bald dies, bald jenes Amt mit Schmeicheln zu erfechten.
So führet ihn die Zeit von Ehr auf Ehre hin,
Zu hoch für seine Ruh, zu tief für seinen Sinn:
Bis daß das Alter ihn mit schweren Armen fasset,
Sein Rücken vor sich fällt, sein hohl Gesicht erblasset,
Sein Herz pocht schon verwirrt, sein trübes Auge bricht,
Der Lebenspurpur stockt, und jeder Saft wird dicht;
Er stirbt, den Titel wird ein Stein der Nachwelt nennen,
Sich hat er nie gekannt, und nie begehrt zu kennen;
Sein Leib verfällt in Staub, sein Blut verfliegt in Rauch:
So stirbt ein grosser Mann, so sterben Sklaven auch.
O Gott der uns beseelt! wem giebst du deine Gaben?

Der

Der Mensch gebraucht sie nicht, er schämt sich, sie zu haben.
Wir sind, und jeder ist sich gnug davon bewußt,
Ein unleugbar Gefühl bezeugts in unsrer Brust.
Allein woher wir sind, und was wir werden sollen,
Hat der, der uns erschuf, nur Weisen zeigen wollen.
Hier spannt, o Sterbliche, der Seele Sehnen an,
Wo Wissen ewig nutzt, und Irren Schaden kann.
Doch, ach! ihr seid gewohnt, an was ihr seht zu denken,
Und was ihr noch nicht fühlt, lohnt nicht, euch drum zu kränken;
Thut jemand in sich selbst aus Vorwitz einen Blick,
So schielt er nur dahin, und zieht sich gleich zurück;
Und wer aus steifem Sinn, mit Schwermuth wohl bewehret,
Sein forschend Denken ganz in diese Tiefen kehret,
Kriegt oft für wahres Licht, und immer helle Lust,
Nur Zweifel in den Kopf, und Messer in die Brust.

* * *

Versenkt in tiefen Traum nachforschender Gedanken,
Schwingt ein erhabner Geist sich aus der Menschheit Schranken.
Seht den verwirrten Blick, der stets abwesend ist,
Und itzt vielleicht den Raum von andern Welten mißt;
Sein stets gespannter Sinn verzehrt der Jahre Blüthe,
Schlaf, Ruh und Wohllust fliehn sein himmlisches Gemüthe,
Wie durch unendlicher verborgner Zahlen Reih',
Ein krumm geflochtner Zug gerecht zu messen sey;
Warum die Sterne sich an eigne Gleise halten;

Wie bunte Farben sich aus lichten Strahlen spalten;
Was für ein innrer Trieb der Welten Wirbel dreht;
Was für ein Druck das Meer zu gleichen Stunden bläht;
Das alles weiß er schon. Er füllt die Welt mit Klarheit;
Er ist ein steter Quell von unbekannter Wahrheit.
Doch ach, es lischt in ihm des Lebens kurzer Dacht,
Den Müh', und scharfer Witz zu heftig angefacht!
Er stirbt, von Wissen satt, und einst wird in den Sternen
Ein Kenner der Natur des weisen Namen lernen.
Erscheine großer Geist, wenn in dem tiefen Nichts
Der Weltbegrif dir bleibt, und die Begier des Lichts,
Und laß von deinem Witz, den hundert Völker ehren,
Mein lehrbegierig Ohr die letzten Proben hören:
Wie unterscheidest du die Wahrheit und den Traum?
Wie trennt im Wesen sich das feste von dem Raum?
Der Körper rauhen Stoff, wer schränkt ihn in Gestalten,
Die stets verändert sind, und doch sich stets erhalten?
Den Zug der alles senkt, den Trieb, der alles dehnt,
Den Reiz in dem Magnet, wonach sich Eisen sehnt,
Des Lichtes schnelle Farth, die Erbschaft der Bewegung,
Der Theilchen ewig Band, die Quelle neuer Regung,
Dies lehre großer Geist die schwache Sterblichkeit,
Worin dir niemand gleicht, und alles dich bereut.
Doch suche nur im Riß von künstlichen Figuren
Beym Licht der Zifferkunst, der Wahrheit dunkle Spuren.
Ins innre der Natur dringt kein erschafner Geist,
Zu glücklich, wenn sie noch die äußre Schale weist:

Du hast nach reifer Müh, und nach durchwachten Jahren,
Erst selbst, wie viel uns fehlt, wie nichts du weißt, erfahren.

* * *

Die Seele macht ihr Glück, ihr sind die äußern Sachen
Zur Lust, und zum Verdruß nur die Gelegenheit:
Ein wohlgesetzt Gemüth kann Galle süsse machen,
Da ein verwöhnter Sinn auf alles Wermuth streut,
Was hat ein Fürst zuvor, was einem Schäfer fehlet?
Der Zepter ekelt ihm, wie dem sein Hirtenstab:
Weh ihm, wenn ihn der Geitz, wenn ihn die Ehrsucht quälet,
Die Schaar, die ihn bewacht, hält den Verdruß nicht ab;
Wenn aber seinen Sinn gesetzte Stille wieget,
Entschläft der minder sanft, der nicht auf Eydern lieget?

* * *

Bey allem Beyfall der Welt, und bey der Liebe der Fürsten
Muß der Gedanke dir niemals entfliehn,
Daß das vollkommenste Glück in einem reinen Gewissen,
Die wahre Hoheit im Herzen bestehe.
Kein Mensch ist edel und frey, der den Begierden gehorchet,
Noch groß, wofern er dem Schöpfer nicht dient.
Er sey das Wunder der Welt, er sey der König der Helden,
Stets ist er, ohne die Tugend, ein Knecht.

* * *

Ja Freund! oft trinket der Mensch die Lust in Strömen, und dürstet;
Der glücklichste stirbt unter Wünschen; ein Tropfen Kummers verbittert

Ihm ganze Meere von Freude. Die Einbildung spornt seine Triebe:
Wie Rosse reissen sie aus, die Zwang und Zügel verachten,
Und ziehn ihn mit sich zum Abgrund. Sein Stolz zielt immer gen Himmel.
Bald schilt er die Vorsicht, die ihn in Purpur und Reichthum verabsäumt.
Bald dünkt er sich selber zu schwach, und tadelt die Weisheit der Schöpfung:
Das Feuer haucht Plagen für ihn; ihm blüht auf Auen das Unglück,
Und eilt mit Fluthen heran; die Wind' umwehn ihn mit Schmerzen.
Wohin, verwegnes Geschöpfe? Denkst du wie Riesen der Fabel,
Auf Felsen Felsen zu häufen, und durch den Unsinn bewafnet,
Den Sitz der Gottheit zu stürmen? Will ein Gefäße von Leimen
Sich wider den Töpfer empören? Durchfleuch erst die blauen Gefilde
Mit Sonnen, und Erden durchsät, den milchfarbnen Gürtel des Himmels,
Die Luftsphär jeglichen Sterns, betrachte des Ganzen Verbindung,
Samt allen Federn der Räder, und andrer Planeten Naturen,
Die Arten ihrer Bewohner, ihr Thun und Stufengefolge,
Ergründe mit kühnem Gefieder des dunkeln Geisterreichs Tiefe.
Sieh

Sieh Wesen ohne Gestalten, merk ihre Abhäng' und Kräfte,
Steig auf der Leiter der Dinge selbst bis zum Throne der
Gottheit;
Dann strafe, woferne du kannst, die Fürsicht und Ordnung
der Erde.

* * *

Wie? hat denn aus dem Sinn der Menschen ganz verdrungen,
Die scheue Tugend sich den Sternen zugeschwungen;
Verläst des Himmels Aug ein schuldiges Geschlecht?
Von so viel tausenden ist denn nicht einer ächt?
Nein, nein, der Himmel kann, was er erschuf, nicht hassen,
Er wird der Güte Werk dem Zorn nicht überlaßen:
So vieler Weisen Wunsch, der Zweck so vieler Müh,
Die Tugend wohnt in uns, und niemand kennet sie.
Des Himmels schönstes Kind, die immer gleiche Tugend,
Blüht in der holden Pracht der angenehmsten Jugend:
Kein finstrer Blick umwölkt der Augen heitres Licht,
Und wer die Tugend haßt, der kennt die Tugend nicht.
Sie ist kein Wahlgesetz, das uns die Weisen lehren,
Sie ist des Himmels Ruf, den nur die Herzen hören;
Ihr innerlich Gefühl beurtheilt jede That,
Warnt, billigt, mahnet, wehrt, und ist der Seele Rath.
Wer seinem Winke folgt, wird niemals unrecht wählen,
Er wird der Tugend nie, noch ihm das Glücke fehlen;
Nie stört sein Gleichgewicht der Sinne jäher Sturm,
Nie untergräbt sein Herz bereuter Laster Wurm;

Er wird kein scheinbar Glück um wirklich Elend kaufen,
Und nie durch kurze Lust in langes Unglück laufen;
Er sieht Gold, Ehr, und Lust, wie Obst und Trauben an,
Da weiser Brauch ihn frischt, zu viel ihm schaden kann:
Der Menschen letzte Furcht wird niemals ihn entfärben,
Er hätte gern gelebt, und wird nicht ungern sterben:
Von dir selbstständigs Gut, unendlichs Gnadenmeer!
Kommt dieser innre Zug, wie alles Gute her.
Das Herz folgt unbewust der Würkung deiner Liebe,
Es meinet frey zu seyn, und folget deinem Triebe.
Unfruchtbar von Natur, bringt es auf den Altar,
Die Frucht, die von dir selbst in uns gepflanzet war;
Was von Dir stammt ist ächt, und wird vor dir bestehen,
Wenn falsche Tugend wird, wie Bley im Test vergehen,
Und dort für manche That, die jetzt auf äußern Schein
Die Welt mit Opfern zahlt, der Lohn wird Strafe seyn.

* * *

Die Tugend ist nicht vor Schmerzen gesichert, das Unglück
Trift sie, sie winselt im Stock, sinkt unter den fallenden Mauern,
Oder ertrinkt in der Fluth; die Erde vergißt nicht zu beben,
Und das Meer nicht, sich über die Breiten der Erde zu giessen,
Wenn ein Gerechter es fleht. Fand seine Tugend auf Erden
Nicht die Belohnung, sie wird in bessern Welten sie finden.
Doch auch die Güter der Welt sind keine Belohnung der Tugend;

Was

Was nichts irrdisches giebt, noch irrdisches wieder zerstöret,
Heiterkeit in der Seel' und Freud' in der Stille des Herzens,
Ist der Frömmigkeit Lohn. So läßt die Vernunft uns nicht irren,
Wenn wir sie um die Wege des Himmels mit Ehrfurcht befragen.

* * *

Wie Gut und Böses sich durch enge Schranken trennen,
Was wahre Tugend ist, wird nie der Pöbel kennen.
Kaum Weise sehn die Mark, die beyde Reiche schließt,
Weil ihre Grenze schwimmt, und in einander fließt.
Wie an dem bunten Taft, auf dem sich Licht und Schatten,
So oft er sich bewegt, in andre Farben gatten,
Das Auge sich miskennt, sich selber niemals traut,
Und bald das rothe blau, und roth was blau war, schaut,
So irrt das Urtheil oft. Wo findet sich der Weise,
Der nie die Tugend haß' und nie das Laster preise?
Der Sachen lange Reih, der Umstand, Zweck und Grund,
Bestimmt der Thaten Werth, und macht ihr Wesen kund.
Der größten Siege Glanz kann Eitelkeit zernichten:
Der Zeiten Unbestand verändert unsre Pflichten,
Was heute rühmlich war, dient morgen uns zur Schmach:
Ein Thor sagt lächerlich, was Cato weislich sprach.
Dies weiß der Pöbel nicht, er wird es nimmer lernen,
Die Schale hält ihn auf, er kömmt nicht zu den Kernen;
Er kennet von der Welt, was aussen sich bewegt,
Und nicht die innre Kraft, die heimlich alles regt.

Sein

Sein Urtheil baut auf Wahn, es ändert jede Stunde,
Er sieht durch andrer Aug' und spricht aus fremdem Munde.
Wie ein gefärbtes Glas, wodurch die Sonne strahlt,
Des Auges Urtheil täuscht, und sich in allem mahlt,
So thut das Vorurtheil, es zeigt uns alle Sachen,
Nicht, wie sie selber sind, nur so, wie wir sie machen;
Legt den Begriffen selbst sein eigen Wesen bey,
Heißt Gleisnen Frömmigkeit, und Andacht Heucheley:
Ja selbst des Vaters Wahn kann nicht mit ihm versterben,
Er läßt mit seinem Gut sein Vorurtheil den Erben.
Verehrung, Haß und Gunst flößt mit der Milch sich ein,
Des Ahnen Aberwitz wird auch des Enkels seyn.

* * *

O des Unsinns! der göttliche Geist verhauchet sein Feuer
In der Eitelkeit Dienste: da liegt die Stärke der Seele
Niedergedrückt, vertilgt der grosse Gedanke, die Freude,
Daß der Schöpfer sie ewig erschuf. Die Freuden, die Sorgen,
Gott und der Ewigkeit schuldig, die giebt man der Zeit und der Erde;
Macht aus dem kurzen Leben das Ziel des erschafnen Lebens;
Macht es durch üblen Gebrauch zum Wohnplatz der Schmerzen. O wisset!
Wer nicht den Trank der irrdischen Lust mit Mässigung trinket,
Pfändet sich selbst am Gefühl der Freude; der Zugang der Wohllust
Wird ihm versperrt; die Krankheit mit garstigem Angesicht straft schon

Auf

Auf der Erde, die sich an der sittlichen Ordnung vergreifen.
Aber ob jemand das Leben im Schoosse der Lüste vollendet,
Ist er darum dem Gericht nicht entfloh'n, ihn errettet der Tod nicht.
Nein die Gerechtigkeit hat ein Auge, das Alles durchschauet,
Einen Arm der über die Grenzen des irrdischen Staubs reicht.
Wißt es, jenseits des Grabs ist ein zweyfacher Fußsteig gebahnet.
Dieser führet die guten zu Auen, wo himmlische Frucht glüht,
Nicht in verwelklichem Glanz, und reift für göttliche Herzen;
Jener leitet die Bösen zur feurigen Pforte der Hölle.
Und der umgebende Himmel ist vor dem Angesicht Gottes
Eine verbreitete Tafel, das Denkmal der menschlichen Werke;
Jegliche That der Menschen wird da untilgbar gezeichnet,
Und Gott ließ't sie darinnen am Tag' des Gerichts nach dem Grabe.

* *
*

O Weisheit, lehre mich mit wohlgewählten Bildern,
Das allergröste Glück, das Glück des Weisen, schildern,
Dem, zu der innern Ruh, die nie der Tugend fehlt,
Auch äußre Güter noch sein Schicksal zugezählt.
Zwar kenn ich nicht den Mann, den solch ein Stern uns schickte,
Den bey der Thoren Glück nicht auch ihr Elend drückte;
Der in der Weisheit Arm, und ihrer Tochter Schoos,
Ein irrdisch Paradies, ein lautres Glück genoß;

Der

Der nie gezwungen war, die Grossen anzuflehen,
Des Lasters Ball zu seyn, und Thoren nachzugehen.
Mit Hülfe der Vernunft schaft meine Phantasie
Sich einen Glücklichen; das Urbild lebte nie.
Was Sophroniskus Sohn, und Seneca besassen,
Soll mein Gemählde dir in einem sehen lassen;
Das Glück verschwindet nicht, wenn es den Weisen ehrt,
Dis hat Laertius und Suidas mich gelehrt.
Doch lehnte Zeuxis nicht, zum Bilde der Helenen,
Verschiedner Theile Zier auch von verschiednen Schönen?
Sein Pinsel nahm von der, des Mundes Anmuth ab,
Wenn, die der Augen Glanz, die, Stirn und Wangen gab.
Was die Natur vertheilt, um nicht zu reich zu scheinen,
Das wußte seine Kunst in einem zu vereinen;
So ward, zu Venus Schmach, die Zierde von Croton;
So mahlt mit Zenons Farb' den weisen Posidon;
So, Freundin, will ich dir den Glücklichen gestalten:
Und denn mag Stax sein Glück an diesen Maasstab halten!
Fern von der Fürsten Hof schließt ein zufriedner Hain,
Sein väterliches Gut, den weisen Kleon ein.
Dem Neid, der Schmeicheley, den Geisseln aller Grossen,
Der Sucht nach höherm Glück, dem Geitz nach Ruhm verschlossen,
Genießt er ungestört, in süsser Einsamkeit,
Das lauterste der Lust, die uns die Erde beut.
Sein stets zufriednes Herz ist allen Freuden offen,
Bebt vor der Zukunft nicht, wallt nicht von eitlem Hoffen,

Und dankt dem Himmel das, was ihm genugsam ist,
Weil auch ein Theil davon auf arme Brüder fließt.
Sein Haus zeigt zwar kein Gold, noch persische Tapeten,
Doch darf die Reinlichkeit beym Eintritt nicht erröthen.
Er plündert nicht Corinth; sein Dach ist nicht vergoldt,
Ihm hat Numidien den Marmor nicht gezollt,
Und kein Silanion *) das Vorhaus ausgezieret;
Des Besten Wahl wird hier im Nöthigen verspüret.
Ein richtiger Geschmack, der wahre Schönheit schätzt,
Nicht den Vulkan ins Meer, Neptun ins Trockne setzt,
Wie Hagedorns Fatill; giebt den bescheidnen Zimmern
Zwar keine fremde Kunst, und kein ermüdend Schimmern,
Doch Anmuth, die gefällt. Sein Büchersaal stellt zwar,
Kein Chaos ohne Form von allen Schriften dar,
Die, zu der Motten Lust, Pandolph in Schränke schliesset;
Doch wird hier kein Homer, kein Sophokles vermisset.
Er braucht, was er besitzt. Ihn lehret Tullius,
Roms Carnead, wie man vernünftig zweifeln muß.
Des besten Weisen Bild entwirft mit Meisterzügen
Ihm Xenophon, gleich groß im Schreiben und im Siegen,
Er lacht im Theophrast der Thoren seiner Zeit,
Hält sie an neuere, und findt die Aehnlichkeit.
Er steigt an Platons Hand zum Schauplatz der Ideen;
Und wenn er lang genug dem Schöpfer zugesehen,
Lockt ihn Anakreon mit Lieb, und Wein zurück.

Dann

*) Silanion war ein berühmter Bildhauer von Athen, zu Alexanders Zeiten.

Dann macht ihn Seneca zum Meister vom Geschick.
Er sieht im Livius den Wuchs geringer Staaten,
Als sie die Väter noch vom Land aufs Rathhaus baten.
Will er in seiner Brust der Tugend Macht erhöhn,
So läßt ihm sein Plutarch der Helden Bilder sehn;
Wovon die Züge stets an edlen Seelen haften.
Dann führt ein Bacon ihn durchs Feld der Wissenschaften,
Und stürzt die Götzen um, vor die die halbe Welt,
Zur Schande der Vernunft, abgöttisch niederfällt.
Dann folget er erstaunt dem Solen der Planeten,
Er sieht, und zittert nicht, die schweifenden Cometen,
Und wie die Welten sich, wie durch Gewichte, ziehn,
Er siehts, und sinkt, o Gott! anbetend vor dir hin.

So bildt die Wissenschaft sein Herz, und seine Triebe,
Befeurt in seiner Brust des grossen Schöpfers Liebe,
Hellt seine Blicke auf, zeigt ihm die Wahrheit bloß,
Und macht sein edles Herz in jeder Regung groß.
Er selber widmet oft die Müh der ersten Morgen
Und später Mitternacht, vor andrer Wohl zu sorgen.
Was uns sein Fleiß geschenkt, trägt auch nach seiner Flucht
In eine bessre Welt, im späten Alter Frucht.

* * *

Warum ist Epiktet vergnügt im Sklavenkleid?
Ist nicht Aesop ein Knecht? Was macht ihn denn erfreut?
Kein Purpur schmückt ihr Haar, der goldnen Sklaven Menge
Macht ja um sie herum kein königlich Gepränge?

Kein

Das Volk verhungert ja zu ihrer Wohllust nicht?
Wo reimt ein Lohnpöet auf sie ein Lobgedicht?
Wo stellt ein Heldenlied der Welt sie zum Exempel?
Wo schmückt ihr Marmor wohl, zum Dank, Fortunens Tempel?
Arm, unerkannt, im Staub, von allem Schimmer bloß,
(Ihr reichen Thoren hört's hört's!) sind sie beglückt und groß.
War dis Polykrates? *) Wer zeigt mir doch die Thronen,
Wo Laster, Sorg und Harm der Fürsten Ruhe schonen?
Wo schmückt sich wahres Glück mit prahlerischem Schein?
Der König wird ein Sklav, der Reiche dürftig seyn.
Wo Tugend, Wissenschaft und Armuth sich verbinden,
Da, Freundin, wohnt die Ruh, da wirst du Weisen finden,
Den

*) Der Tyrann Polykrates von Samos wird, von den Alten als ein besonderes Beyspiel eines Lieblings des Glücks angeführt. Sein Freund, der König Amasis von Aegypten, rieth ihm einst, er sollte, die Göttin Nemesis zu befriedigen, eine Kostbarkeit, die vor andern selten, und werth wäre, ins Meer werfen. Polykrates warf den von den Alten so sehr gerühmten Siegelring hinein, welchen der Künstler Theodorus aus einem Smaragd verfertiget hatte, und der ihm aus einer grossen Menge von Kleinodien vorzüglich lieb war. Allein einige Tage darauf fand ihn sein Koch in dem Bauche eines Seefisches, der für ihn zubereitet werden sollte. Demohngeachtet ist das Ende dieses grossen Fürsten sehr tragisch gewesen.

Den Pöbel wundert dies. Ich bin nicht groß, nicht reich,
Ein jeder Erdensohn ist mir an Stande gleich,
Kein König weiß von mir, auch bin ich überhoben
Mäcene für den Lohn, wie mein Horaz, zu loben.
Mein Wissen runzelt nicht die immer freye Stirn,
Auf meine Lehren schwört kein Schüler ohne Hirn;
Kein Journalist befiehlt dem Erdkreis, mich zu lesen,
Und schützet mein Gedicht vor Heringslack' und Käsen.
Kurz, ohne Glück, und nach dem Maaß der Reichen klein,
Soll ich glückseliger, als alle Grossen seyn.
Wenn fasset das der Thor? Er wird mich rasend nennen,
Und, so gesünd ich bin, mir Nieswurz zuerkennen.
Er kennt die Güter nicht, die unser Herz verschließt,
Wenn es von Leidenschaft, und Wahn gereinigt ist,
Des Weisen Göttlichkeit, das himmlische Vergnügen,
O Tugend, unvermerkt an deiner Brust zu liegen,
Die Schätze der Natur, die der allein besitzt,
Den die Vernunft gelehrt, wie sie der Weise nützt.
Die Ehre, die sich nie den Edlen wird versagen,
Die ihren Ruhm mit sich in bessre Sterne tragen,
Dies, Freundin, unser Glück, begreift der Pöbel nicht,
Und lacht, wenn ein Böeth *) von Glück und Freude spricht.

Die

*) Dieser Platonisch-Stoische Weltweise blühete im Anfang des sechsten Jahrhunderts. Er verwaltete die höchsten Aemter in Rom, auch unter der Regierung des gothischen Theodorichs. Als er aber diesem Fürsten verdächtig gemacht wurde,

* * *

Die Stimme der Begier, die Fühlbarkeit zur Lust,
Ist in der Thoren Herz, wie in der Weisen Brust.
Im Gegenstand allein ist's, wo sich beyde scheiden.
Der sucht in Glück und Zeit, umsonst den Quell der Freuden,
Und jener Klügre wählt ein Gut, das nie vergeht,
Und dessen Schönheit sich mit dem Genuß erhöht.
Das Gut, wornach aus Wahn die Thoren sich bemühen,
Ergreift das ganze Herz, und macht die Triebe glühen;
Je mehr er sie ernährt, je stärker wird der Brand,
Je herrschender der Sinn, je matter der Verstand.
Grundlosen Strudeln gleich, die Meere nicht erfüllen,
Macht der Genuß sie arm, und weiß sie nicht zu stillen.
Gieb dem Eroberer der sieben Hügel Macht,
Schließt er wohl Janus Thor? Du magst der Berge Schacht,
Und Amphitritens Schatz unfüllbarn Greifen schenken,
Sie werden auf ein Schiff, den Mond zu plündern, denken.
Hat den Tiberius, dein Amt, Cäson *), vergnügt?
Olympiadens Sohn, wenn hat er ausgesiegt?
Viel anders wirkt das Gut, das sich der Weise wählet,
Er wird nicht im Genuß von stärkerm Durst gequälet,

N 2 Seit

wurde, ward er ins Gefängniß geworfen, woselbst er die fünf Bücher de Consolutione Philosophica geschrieben, und endlich enthauptet worden ist.

*) So hieß der Elende, den Tiber, nach dem glänzenden Beyspiele des Xerxes, im Sold hatte, neue Arten von Wohllüsten zu erfinden.

Sein Herze läutert sich auch im Gebrauch der Lust.
Ihm weicht nicht alle Ruh, beym bittersten Verlust,
Er adelt jeden Wunsch, der seiner Brust entfähret,
Die Tugend zeugt allein die Lust, die er begehret.
Er kennt der Güter Werth, der Dinge wahren Brauch,
Die Schätze der Natur, und er genießt sie auch.
Wohin sein Blick sich wendt, strömt Wohllust ihm entgegen,
Ihm triefet jeder Tritt von seines Schöpfers Segen;
Kein innerlicher Feind macht in der Freude Schoos
Ihn zu vergönnter Lust verstockt, und sinnenlos.
Des Himmels lächelnd Blau, der Athem sanfter Winde,
Des Frühlings Mahlerey, der Schatten tiefer Gründe,
Ist seinem Sinn genug; indem der bessre Geist,
Erhabner Bilder voll, den Schöpfer sieht, und preist.
Für ihn ist alles schön. Sein Aug' mit Lust zu blenden,
Muß Indostan Rubin, und runde Perlen senden.
Zwar nennt er sie nicht sein, doch strahlen sie für ihn
An Celimenens Hals. Die größte Königinn,
Besitzt vom Schmuck nicht mehr, in dem sie fürstlich blitzet,
Als der, der sie beschaut. Nur, der die Güter nützet,
Besitzt sie in der That. So, weiser Addison,
Lehrst du uns reicher seyn als Greiff, und Harpagon.
Der Preis, den wir dem Glanz gefärbter Steine setzen,
Beweist er nicht, daß wir nach Wahn die Dinge schätzen?
Wie manche Blume seufzt, von unserm Fuß erdrückt,
Die jedem Edelstein der Farben Preis entrückt;
Die Wunder der Natur, der Muscheln bunte Schalen,

Läßt

Läßt man am öden Sand Valisnieren strahlen.
Des Weisen Urtheil fälscht des Pöbels Irrthum nicht,
Kein schimmernd Vorurtheil giebt seiner Wahl Gewicht.
Ihn rührt die Reitzung kaum, der andre unterliegen,
Er prüft, und nützt allein das irrdische Vergnügen.
Nur, der sie sparsam braucht, empfindet unbereut,
Das allersüsseste der Lust der Sinnlichkeit.
Wenn der ermüdte Geist in den noch fremden Höhen
Sich nimmer halten kann, wo sich in Ur-Ideen
Des Platons Weiser senkt, denn stärkt die Leidenschaft,
Mit wohlgewählter Lust die nachgelaßne Kraft.
Dem Zug, den jeder fühlt zur strahlenreichen Ehre,
Folgt auch des Weisen Herz. Zwar würgt er keine Heere,
Um einen Lorbeerkranz, und um der Hoheit Schein,
Verlangt er nicht der Sklav von Lamien zu seyn;
Auch mehrt er nicht die Zahl der fruchtbaren Scribenten,
Mit deren Schriften wir sie selbst verbrennen könnten;
Der Ehre höchster Grad, den wenige erreicht,
Ist ihm, wenn immermehr sein Geist dem Urbild gleicht,
Wenn Tugend und Vernunft, was er beginnet, treiben,
Und er das üben kann, was Posidone schreiben.
So mäßigt die Begier, den Quell von allem Schmerz,
Des Weisen kluge Kunst, so bildet er sein Herz.
So herscht die Harmonie, die der von Samos *) lehret,
In allen Regungen, die seine Brust erfähret.

*) Pythagoras. Diese friedsame Harmonie der Affecten war ein Hauptsatz der Pythagoräischen Sittenlehre.

So findet er die Kunst, frey von des Glückes Schein,
Und ungeplagt von Neid, der Glücklichste zu seyn.
So war es Xenophon, da ihn, der Ruh im Schoos,
Dem höfischen Gedräng sein einsam Gut verschloß. *)
Wie leicht kann nicht ein Herz voll von Sokratschen Lehren,
Und in der Freyheit Arm, der Fürsten Gunst entbehren?
Du, Freundin, kennst das Glück, das edlen Seelen lacht,
Zwar nicht den Pöbel reizt, doch uns zufrieden macht,
Wenn uns auf ebnen Pfad die stille Tugend leitet,
Wo jeden sichern Schritt ein Freudenheer begleitet;
Da Leidenschaft und Wahn, unzählichfach verkleidt,
Der Seele wahres Glück betrognen Menschen neidt.
Unendlich Selige, die sich so zärtlich lieben,
Daß sie mit edlem Fleiß sich in der Tugend üben;
Daß sie stets eingedenk, wozu sie ewig sind,
Kein Gut der Unterwelt, kein Scheingut lüstern findt.
Die lieben, so wie wir! Und hätt der Sklav der Erden
Ein Bild von ihrem Glück, er würde edel werden.

* * *

Wie lang, ihr Sterbliche, wollt ihr nach Schatten laufen,
Und statt des wahren Guts ein Nichts, das schimmert, kaufen?
Staber! was schrecket dich? Was nimmt dir Schlaf und Ruh?
Was sich Sokrat gewählt, die Armuth, fürchtest du.

Schämst

*) Xenophon war erst ein Liebling des jüngern Cyrus, nach dessen unglücklichem Tode begab er sich auf ein bey Scyllus in Achaja gekauftes Landgut, und brachte einen schönen Theil des Lebens daselbst in der Einsamkeit zu.

Schämst du dich dem Arist an Tugend nicht zu gleichen?
O Thor! dies schändet dich; das Mark von allen Reichen
Gold, Purpur, Kronen selbst, vertheilt des Glückes Hand,
Und grössern Thoren oft; doch Tugend und Verstand
Schenkt dir ein Zufall nicht, die must du selbst dir geben,
Durch sie weiß Epiktet im Mangel wohl zu leben.
Wie edel dacht Ulyß, zum Beyspiel für die Welt?
Er ist des Lebens werth, das ihm Homer erhält!
Herr eines Reichs, wohin kein Tyrus Schiffe schicket,
Von langem Irren müd, vom Zorn Neptuns gedrücket,
Zog er sein Ithaka, entblößt von aller Zier,
Calypsens Paradies und ihrer Liebe für,
Und einer Ewigkeit von Wollustreichen Tagen.
Wem hat mit solchem Reiz das Glück sich angetragen?
Kein lachend Tempe war der Nymphe Wohnung gleich.
Kein Traubenvoll Tarent, noch Aphroditens Reich.
Hier schüttelt Amor stets auf junge Myrthenäste
Und Florens weichen Schoos, ein Heer verbuhlter Weste
Von Rosenflügeln ab. Ein nie entblößter Wald
Bekränzt mit schwarzem Laub, der Göttin Aufenthalt,
Den Prognens Schwestern stets mit ihrem Lied beleben:
Verlangend nach dem Herbst, windt die necktarschen Reben
Der Weinstock um ihn her. Ein Feld, wo Veilchen blühn,
Von jungen Westen voll, verbreitet sich um ihn.
Hier rauschen nachbarlich mit abgemeßnen Fällen
Durchs blumichte Gefild vier perlenfarbne Quellen.
Selbst ein Unsterblicher, der dies Elysien

Von ungefähr betrat, blieb vor Entzückung stehn.
Doch für Ulyssen war in diesen Götterauen
Kein Reiz, der seinen Blick, nicht in die See zu schauen,
Vom hohen Ufer rief, wo er nur Ithaka,
Und seinen Telemach, und Penelopen sah.
Wo sind die Helden itzt, die wie Ulysses denken?
Göttinnen ohne Macht Unsterblichkeit zu schenken,
Und ohn ein Zauberreich von immer neuer Lust,
Sind mit gemeinem Reitz, zu stark für eure Brust.
Ach! Freundin, jene Zeit, von der Homere melden,
Der Tugend Monarchie, die fruchtbar war an Helden,
Flog mit der Muse fort, die jene Dichter trieb,
Vor deren starkem Lied oft Alpheus stehen blieb.
Wo ist dein Schimmer hin, Zeit der Olympiaden?
Wo ist Leonidas? wo sind die Miltiaden?
Wo bist du Phocion? wo ist mein Sokrates?
Da wo Euphranor ist, da wo Euripides. *)
Der Frühling ist verblüht der dich, o Erde, schmückte,
Der Pfad von Dornen starr, den einst der Weise drückte,
Die scheue Tugend wich von Söhnen fremder Art,
Und hat Asträen sich im Sternenfeld gepart.
Jetzt nennt man ohne Kraft der wahren Helden Nahmen.
Kein Trieb beseelt uns mehr Fabrizen nachzuahmen,
Der arme, wär er auch Sokratens Ebenbild,
Kann immer edel seyn. Ein Narr in Gold verhült;

Strahlt

*) Jener war ein berühmter Mahler, dieser ein grosser Dichter, den das Orakel zu Delphis selbst für einen Weisen erklärt.

Strahlt tausend Weisen vor; man staunet bey Rubinen,
Bedeckt ihr Schimmer gleich nur geile Messalinen;
Ziert Purpur ihren Leib, ein Diadem das Haar,
So wird Sulpicia *) vor ihnen unsichtbar.

Komm, Freundin, laß die Welt vor ihren Götzen knien,
Kein schimmernd Kind des Sumpfs soll uns von Höhen ziehen,
Wo sich vor unserm Blick der Wahn umsonst verdeckt;
Kein Glück uns Wünsche raubt, kein Unfall uns erschreckt.
Die Güter miß ich leicht, die Thoren angehören.
O Freundin, nur dein Herz, dies kann ich nicht entbehren.

* *
*

Ihr Wälder! wo kein Licht durch finstre Tannen strahlt,
Und sich in jedem Busch die Nacht des Grabes mahlt;
Ihr hohlen Felsen dort! wo im Gesträuch verirret,
Ein trauriges Geschwärm einsamer Vögel schwirret;
Ihr Bäche! die ihr matt in dürren Auen fließt,
Und den verlohrnen Strohm in öde Sümpfe gießt,
Erstorbenes Gefild, und grausenvolle Gründe!
O daß ich doch bey euch des Todes Farben fünde!
O nährt mit kaltem Schau'r und schwarzem Gram mein Leid!
Seyd mir ein Bild der Ewigkeit!

*) Diese Gemahlin des Fulv. Flaccus wurde von zehn ihres Geschlechts, welche aus hundert andern zu diesem Urtheil ausgelesen wurden, für die keuscheste Matrone ihrer Zeit zu Rom erklärt, und erwählt, das Bild der Venus Verticordia einzuweyhen.

Mein Freund ist hin!
Sein Schatten schwebt mir noch vor dem verwirrten Sinn;
Mich dünkt ich seh sein Bild, und höre seine Worte;
Ihn aber hält am ernsten Orte,
Der nichts zurücke läßt,
Die Ewigkeit mit starken Armen fest.

Kein Strahl vom künftigen zerstöhrte seine Ruh,
Er sah dem Spiel der Welt noch heut geschäftig zu.
Die Stunde schlägt, der Vorhang fällt,
Und alles wird zu nichts, was ihm so wirklich schien.
Die dicke Nacht der öden Geisterwelt,
Umringt ihn ietzt mit schreckenvollen Schatten;
Und die Begier ist, was er noch behält,
Von dem, was seine Sinne hatten.

Und ich? bin ich von höherm Orden?
Nein, ich bin was er war, und werde, was er worden.
Mein Morgen ist vorbey, mein Mittag rückt mit Macht,
Und eh der Abend kommt, kann eine frühe Nacht,
Die keine Hofnung mehr zum Morgen wird versüßen,
Auf ewig mir die Augen schließen.

Furchtbares Meer der ernsten Ewigkeit!
Uralter Quell von Welten und von Zeiten!
Unendlichs Grab von Welten und von Zeiten!
Beständigs Reich der Gegenwärtigkeit!
Die Asche der Vergangenheit
Ist dir ein Keim von Künftigkeiten.

Unend-

Unendlichkeit, wer misset dich?
Bey dir sind Welten Tag', und Menschen Augenblicke.
Vielleicht die tausendste der Sonnen wälzt jetzt sich,
Und tausend bleiben noch zurücke.
Wie eine Uhr, beseelt durch ein Gewicht,
Eilt eine Sonn', durch Gottes Kraft bewegt.
Ihr Trieb läuft ab, und eine andre schlägt;
Du aber bleibst, und zählst sie nicht.

Der Sterne stille Majestät,
Die uns zum Ziel befestigt steht,
Eilt vor dir weg, wie Gras an schwülen Sommertagen.
Wie Rosen, die am Mittag jung
Und welk sind vor der Dämmerung,
Ist gegen dich der Angelstern, und Wagen.

Als mit dem Unding noch das neue Wesen rang,
Und kaum noch reif die Welt, sich aus dem Abgrund schwang,
Eh' als das Schwere noch den Weg zum Fall gelernt,
Und auf die Nacht des alten Nichts,
Sich goß der erste Strom des Lichts,
Warst du, so weit als ietzt, von deinem Quell entfernt.
Und wenn ein zweytes Nichts wird diese Welt begraben;
Wenn von dem Alles selbst nichts bleibet als die Stelle,
Wenn mancher Himmel noch von andern Sternen helle,
Wird seinen Lauf vollendet haben;
Wirst du so jung als itzt, von deinem Tod gleich weit,
Gleich ewig künftig seyn, wie heut.

Die schnellen Schwingen der Gedanken,
Wogegen Zeit, und Schall, und Wind,
Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
Ermüden über dir, und hoffen keine Schranken.
Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebirge Millionen auf;
Ich wälze Zeit auf Zeit, und Welt auf Welt zu Hauf;
Und wenn ich von der grausen Höhe,
Mit Schwindeln wieder nach dir sehe,
Ist alle Macht der Zahl, vermehrt mit tausend malen,
Noch nicht ein Theil von dir,
Ich zieh sie ab, und du liegst ganz vor mir.

O Gott! du bist allein des alles Grund!
Du Sonne bist das Maaß der ungemeßnen Zeit,
Du bleibst in gleicher Kraft, und stetem Mittag stehen,
Du giengest niemals auf, und wirst nicht untergehen.
Ein einzig Jetzt in dir ist lauter Ewigkeit.
Ja könnten nur bey dir die festen Kräfte sinken,
So würde bald mit aufgesperrtem Schlund
Ein allgemeines Nichts, des Wesens ganzes Reich,
Die Zeit und Ewigkeit zugleich,
Als wie der Ocean ein Tröpfchen Wasser trinken.

Vollkommenheit der Größe,
Was ist der Mensch der gegen dich sich hält?
Er ist ein Wurm, ein Sandkorn in der Welt!
Die Welt ist selbst ein Punkt, wenn ich an dir sie messe.

Nur

Nur halb gereiftes Nichts, seit gestern bin ich kaum,
Und Morgen wird in Nichts mein halbes Wesen kehren;
Mein Lebenslauf ist wie ein Mittagstraum;
Wie hoft er dann, den deinen auszuwähren?
Ich ward nicht aus mir selbst, nicht weil ich werden wollte.
Ein Etwas, das mir fremd, das ich nicht selber war,
Ward auf dein Wort mein Ich. Zuerst war ich ein Kraut,
Mir unbewußt, noch unreif zur Begier;
Und lange war ich noch ein Thier,
Da ich ein Mensch noch heißen sollte.
Die schöne Welt ward nicht für mich gebaut,
Mein Ohr verschloß ein Fell, mein Aug ein Staar,
Mein Denken stieg nur noch bis zum Empfinden.
Mein ganzes Kenntniß war: Schmerz, Hunger, und die Binden.
Zu diesem Wurme kam noch mehr von Erdenschollen
Und etwas weißer Saft;
Ein innrer Trieb fieng an die schlaffen Sehnen
Zu meinen Diensten auszudehnen.
Die Füße lernten gehn durch Fallen,
Die Zunge reifete zum Lallen;
Und mit dem Leibe wuchs der Geist.
Er prüfte nun die ungeübte Kraft,
Wie Mücken thun, die von der Wärme dreist,
Halb Würmer sind, und fliegen wollen.
Ich starrte jedes Ding, als fremde Wunder an;
Ward reicher jeden Tag, sah vor und hinter Heute;

Maaß,

Maaß, rechnete, verglich, erwählte, liebte, scheute,
Ich irrte, fehlte, schlief, und ward ein Mann!
Itzt fühlet schon mein Leib die Näherung des Nichts!
Des Lebens lange Last erdrückt die müden Glieder;
Die Freude flieht von mir mit flatterndem Gefieder,
Der sorgenfreyen Jugend zu.
Mein Ekel, der sich mehrt, verstellt den Reiz des Lichts,
Und streuet auf die Welt den hofnungslosen Schatten.
Ich fühle meinen Geist in jeder Zeit ermatten,
Und keinen Trieb, als nach der Ruh!

Beschreibungen, Schilderungen.

Unschuldigs Blumenvolk, der Bienen Paradies!
Wie prahlt die Tulpe nicht, wie mit dem goldnen Vlies
Dort Philipps Ritter prangt? = = = Aus blauen Labyrinthen
Gefüllter Glocken steigt der Geist der Hyacinthen
Sanft sprudelnd in die Luft; Geruch und Wohllust strömt
Aus Chinens Aepfeln aus, und sittsam und verschämt,
Seh ich die Rosen dort, schön, wie Rubinen funkeln;
Hier, gleich der Höfe Volk, gepuderte Ranunkeln.
Welch eine Pflanze dort verführet mich zum Wahn,
Daß Pflanzen Leiber seyn, und Seelen unterthan?
Sie weicht dem Finger aus, und scheinet ihn zu fühlen;
Ist Keuschheit jetzt der Tand, womit nur Pflanzen spielen?
Ersetzt der Rose Scham jetzt den Matronen Stand?
O Unschuld bist du nur der Lilien Gewand?

Seht,

Seht, Menschen, dort das feinste Silber fliessen!
Was ist aus jenem Bach für Wohllust zu geniessen?
O Durst, o welch ein Gut! für ihn entstandest du,
Und er für dich ; ; Er rauscht ; ; wir schlummern ; ; ; welche Ruh!
Erquicke dich, Gehör, an jenen Wasserfällen,
Erfunden, die Musik der Sphären vorzustellen.
Schaut in der Lüfte See die Vögel wild, und frey!
Den Morgen grüßt ihr Lied, und seiner Fahne treu,
Ziehn sie längst dem Gestad des Sonnenmeers vorüber;
Noch laut im Abendschein; verschwiegen, wird es trüber.
Wie schön ist das Gemisch von so viel Tönen nicht,
Das durch das Ohr ins Herz die Bahn sich selber bricht?
Von einer Ceder hör ich hundert Stimmen schallen,
Doch o, wie rühret mich verlaßner Nachtigallen
Sanft trauriger Gesang, vom öden Busche dort!
Ich höre meinen Gram; o Muse, flieh den Ort!
Hier bietet die Natur manch köstliches Gerichte
Dem Hunger, der es würzt; die Wahl gesunder Früchte.
Die Cocosnuß giebt Milch; zum Becher ihre Haut.
Ein Rohr dort süssen Schnee, der in dem Munde thaut.
An Tinians Gestad, wo Meer und Lüfte schäumen,
Die Luft nur Ambra ist, wächst würzhaft Brod an Bäumen.
Wenn Persien für uns die kühle Pfirsche hat,
So giebt uns Banda dort den hitzigen Muscat.
Wenn dort nur Bohnen blühn, in der Araber Feldern;
So pranget Ceylan stolz mit seinen Zimmetwäldern.

Dort

Dort giebt der Feigenbaum den Schatten, den ihr sucht,
Die Blätter euch zum Kleid; zur Nahrung seine Frucht.

* * *

Wenn nun zum erstenmal, vom Morgen angestrahlet,
Das Weltmeer gränzenlos sich unserm Auge mahlet;
Voll Wunders schweift in ungehemmtem Lauf
Der ausgedehnte Blick auf diesen Wasserhöhen;
Die Unermeßlichkeit scheint vor ihm aufgethan;
Doch, mitten in der Lust kömmt uns ein Schaudern an,
Im Unermeßlichen uns selbst so klein zu sehen.

* * *

— — — — Sie eilen
Den Thälern zu, die sich in unabsehbahre Weiten
An des Gebürges Fuß vor ihrem Blick verbreiten.
Es schien ein wohlgebautes Land,
Mit Bächen überall durchschnitten,
Mit Schafen die Anger bedeckt, die Auen im Blumengewand,
Und zwischen Palmen die friedlichen Hütten
Der braunen Bewohner verstreut, die froh ihr Tagewerk thun,
In ihrer Armuth reich sich dünken,
Und wenn sie hungrig, und müd in kühlen Schatten ruhn,
Zum rohen bäurischen Mahl dem Pilger freundlich winken.

* * *

Von diesem Fels
War eine Seite noch ihm gänzlich unbekannt.
Ein fürchterlich Gemisch von Klippen und Ruinen.
Beschützte sie, die unersteiglich schienen.

Da

Da steht er nun am Fuß von aufgebürgten Zacken!
Sie liegen vor ihm da, wie Trümmern einer Welt.
Ein Chaos ausgebrannter Schlacken,
In die ein Feuerberg zuletzt zusammenfällt
Mit Felsen untermischt, die tausendfach gebrochen,
In wilder ungeheurer Pracht,
Bald tief bis ins Gebiet der alten finstern Nacht
Herunter dräun, bald in die Wolken pochen.

* * *

Ein rührender, und zur Bewunderung der Natur geschickter Gegenstand, hat oft euern Anblick an sich gezogen. Es ist die Henne, die schon von weitem die zärtlichen Töne hören läßt, womit sie ihre Jungen zusammen ruft, und um sich her wieder vereinigt. Sie gehet wie im Triumpfe in den Hünerhof hinein, und ist von ihrer Familie umgeben, die sie ausgebrütet, und ihrer Standhaftigkeit zu danken hat. Diese Henne ist in gewissen Absichten ein Gegenstand, der von demjenigen, den uns das Nest der Schwalbe und des Hänflings darbietet, sehr unterschieden ist; die Jungen dieser, und vieler anderer Vögel, sind bey dem Auskriechen aus dem Eye ohne Stärke und unfähig, den Ort zu verändern, und ihr Futter zu suchen; sie sind eben so, wie wir selbst bey unserm Eintritte in die Welt beschaffen sind. Das Hünchen hingegen, läuft wenige Stunden nach seinem Auskriechen aus dem Eye herum, unterscheidet sein Futter, fasset es mit dem Schnabel auf, und nähret sich davon, ohne Beyhülfe seiner Mutter. Da die Henne eben so, wie die Truthenne, das Rebhun, die Wach-

tel, und unterschiedene andere Vögel viele Jungen ausbrütet; so würde es schwer seyn, sie zu ernähren, wenn sie ihnen das Futter in das Nest bringen sollte. Sie scharrt in der Erde, um darinnen etwas zu finden, und sie ruft ihre Jungen begierig, sobald sie ein Nahrungsmittel entdecket. Sie laufen mit Freuden auf ihr Locken herbey, und sie unterscheiden es allezeit von dem Geschrey, dessen sie sich zu ihrer Warnung bedienet, sobald sie siehet, daß ein gefährlicher Vogel in der Luft vorüber fliegt. Bey diesem leztern Geschrey zerstreuen sich ihre Jungen, anstatt sich zu versammlen, und verbergen sich unter dem Kraute, unter den Zweigen, und unter allem was sie vor den Krallen des Raubvogels bedecken kann. Sie bleiben in diesem Schlupfwinkel so lange, bis die Gefahr vorüber ist, und bis sie ihre Mutter wieder ruft. Ihr Körper, dessen Wärme schon zu ihrer Ausbrütung gedienet hat, dienet auch noch zu ihrer Bedeckung, und Erwärmung in der Nacht, und in den Augenblicken des Tages, wo sie Ruhe nöthig haben. Sie versammlet sie unter ihre Flügel, sie bedecket sie mit einer Sorgfalt, Gedult, und Beruhigung, welche diese Gruppe zu einem der rührendsten Gegenstände der Natur, und zum Sinnbilde der größten Zärtlichkeit machet. Diese von Natur so furchtsame Henne, die bey Annäherung einer Gefahr sogleich fliehet, ist voll von Kühnheit und Muth, sobald sie die Jungen zu vertheidigen hat. Sie gehet dem Hunde entgegen, den sie so sehr gefürchtet hat; sie greift ihn an, und nöthigt ihn, sich zu entfernen.

* * *

Die Henne jammert am Ufer mit strupfichten Federn, und locket
Die jüngst gebrüteten Entchen: sie fliehn der Pflegerinn Stimme,
Durchplätschern die Flut, und schnattern im Schilf. Langhälsige Gänse
Verjagen von ihrer Zucht mit hochgeschwungenen Flügeln
Den zottichten Hund: nun beginnen ihr Spiel die gelbhaarichten Kinder,
Verstecken im Wasser den Kopf, und hangen mit rudernden Füßen
Im Gleichgewichte. — — Dort läuft ein kleines, geschäftiges Mädchen,
Sein buntes Körbchen am Arm, verfolgt von weit schreitenden Hünern.
Nun steht es, und täuscht sie leichtfertig mit eitelem Wurfe;
begießt sie
Nun plötzlich mit Körnern, und sieht sie vom Rücken sich essen, und zanken.

* * *

Die Frühlingsgestalt der Natur ist doch wunderschön. Der Dornstrauch blüht; die Erde pranget mit Gras und Blumen; der Wald hat Blätter, der Vogel singt; und die Saat schiesset Aehren, und dort hängt die Wolke mit dem Bogen vom Himmel, und der fruchtbare Regen rauscht herab. Es ist als wenn der Schöpfer selbst vorüber wandle, und die Natur

habe sein Kommen von ferne gefühlt, und stehe bescheiden am Wege in ihrem Feyerkleide, und frohlocke.

* * *

Wenn durch die schwüle Luft gedämpfte Winde streichen,
Und ein begeistert Blut in jungen Adern glüht;
So sammelt sich ein Dorf im Schatten breiter Eichen,
Wo Kunst und Anmuth sich um Lieb, und Lob bemüht.
Hier ringt ein kühnes Paar, vermählt den Ernst dem Spiele,
Umwindet Leib um Leib, und schlinget Huft um Huft.
Dort fliegt ein schwerer Stein nach dem gesteckten Ziele,
Von starker Hand beseelt, durch die zertrennte Luft.
Den aber führt die Lust, was edlers zu beginnen,
Zu einer muntern Schaar von jungen Schäferinnen.

Dort eilt ein schnelles Bley in das entfernte Weisse,
Das blitzt, und Luft und Ziel im gleichen Jetzt durchbohrt;
Hier rollt ein runder Ball in dem bestimmten Gleisse,
Nach dem erwählten Zweck mit langen Sätzen fort.
Dort tanzt ein bunter Ring mit umgeschlungnen Händen
In dem zertretnen Gras bey einer Dorfschallmey;
Und lehrt sie nicht die Kunst sich nach dem Takte wenden,
So legt die Fröhlichkeit doch ihnen Flügel bey.
Die grauen Alten selbst ruhn dort in langen Reihen,
Die in der Kinder Freud ihr zärtlich Herz erfreuen.

* * *

Und was ists denn mit der Bastille? Das schrecklichste steckt im Worte. — Man mache es so schlimm, als man

kann,

kann, sagte ich zu mir selbst, die Bastille ist bloß ein ander Wort für Tower — und Tower ist blos ein ander Wort für ein Haus, aus dem man nicht herauskommen kann. Die armen Podagristen, müssen sich das im Jahre wohl zweymal gefallen lassen. — Aber mit neun Livres des Tages, und Feder, Dinte und Papier, und Geduld, kann man in einem Hause ganz gut leben, wenn man gleich nicht hinausgehen darf. — Zum wenigsten auf einen Monat, oder sechs Wochen. Zu Ende dieser Zeit, wenn er niemanden was zu leide gethan, kömmt seine Unschuld an den Tag, und er kömmt besser und weiser heraus, als er hineingekommen ist. Wahr ists, sagte ich, indem ich den Satz näher bestimmen wollte, die Bastille ist kein verächtliches Uebel. — Man nehme ihr aber ihre Thürme, — man fülle den Graben, — man entriegle die Pforten, — man nenne es blos Hausarrest, den man wegen einer tyrannischen Unpäßlichkeit, und nicht eines tyrannischen Mannes wegen hält; — so ist das Uebel verschwunden, und die andere Hälfte, erträgt man ohne Murren.

Um allen Irrthum in meinen Vorstellungen von der Bastille zu vermeiden, nahm ich einen einzigen Gefangnen, und nachdem ich ihn vorher in seinem dunkeln Kerker verschlossen hatte, sah ich durch die Dämmerung des Thürgatters, um sein Gemählde aufzunehmen.

Ich sah seinen Körper halb abgezehrt, von langem Harm, und dem Einsperren; und fühlte, was fehlgeschlagne Hofnungen dem Herzen für eine Art Krankheit verursacht hatten. Bey nährer Betrachtung fand ich ihn blaß, und

fieberhaft; in dreyßig Jahren hatte kein kühler Westwind sein Blut erfrischt. — In dieser langen Zeit hatte er keine Sonne gesehen, — und keinen Mond, — noch hatten seine Ohren die Stimme eines Freundes oder Verwandten vernommen. — Seine Kinder —

Aber hier fieng mein Herz an zu bluten, und ich war gezwungen, einen andern Theil des Portraits vorzunehmen.

Er saß in dem hintersten Winkel seines Kerkers, auf einem kalten Boden, auf ein wenig Stroh, welches ihm als Stuhl und Betten zugleich diente. Zum Kopfe lag ein kleiner Calender von dünnen Kerbhölzern, worauf die Zahl der jammervollen Tage und Nächte, die er daselbst zugebracht hatte, eingeschnitten war. — Er hielt eines von diesen Hölzern in der Hand, und mit einem verrosteten Nagel kratzte er einen neuen Tag des Elendes zu der großen Zahl der übrigen.

Da ich das wenige Licht, was er hatte, verdunkelte, hob er ein hofnungsloses Auge gegen die Thüre; schlug es wieder nieder, schüttelte den Kopf, und fuhr in seinem wehmüthigen Geschäfte fort. Ich hörte seine Ketten klirren, als er sich drehte, um sein kleines Kerbholz zu dem Bündel zu legen. — Er hohlte einen tiefen Seufzer. — Ich sah das Eisen in seine Seele fahren. — Die Thränen stürzten mir aus den Augen. Ich konnte das Gemählde nicht ertragen, welches meine Phantasie von der Gefangenschaft entworfen hatte.

Verbirg dich, wie du willst, dennoch, Sklaverey! dennoch bist du ein bitterer Trank, sagte ich; und ob man dich gleich

gleich zu allen Zeiten tausenden zu trinken gegeben hat, so bist du doch darum nicht weniger bitter. — Du aber, dreymal süsse und holde Göttin! und richtete meine Worte an die Freyheit, die jedermann heimlich oder öffentlich verehrt. Deine Schale ist lieblich dem Geschmacke, und wird es stets bleiben, bis die Natur sich selbst verwandelt. Kein Kleck von Worten kann deinen schneeweissen Mantel beflecken, noch chymische Kraft deinen Zepter in Eisen verwandeln. — Lächelst du ihm nur, wenn er seine Rinde genießt, so ist der Hirt glücklicher, als sein Monarch, von dessen Hofe du verbannet bist. — Barmherziger Himmel! rief ich; indem ich niederkniete, du hast so viele Gaben, beschere mir nur Gesundheit, und gieb mir nur diese schöne Göttin zur Gesellschafterin, dann schütte deine Bischofshüte wie Schneeflocken, wenns deiner göttlichen Fürsehung so gut scheint, über jene Köpfe, welchen darnach wehe thut.

* * *

Der Marquis von E***, dessen Familie sehr herunter gekommen, hatte mit grosser Standhaftigkeit gegen seine Umstände gerungen, weil er wünschte, einige Ueberreste von dem, was seine Vorfahren gewesen, aufzubewahren.

Sein Degen konnte ihm keinen Weg öfnen — das Ringen war mit so vielen Kosten verknüpft — und blosses Sparen konnte solche nicht bestreiten, es blieb kein Mittel übrig, als der Handel.

In einer jeden andern französischen Provinz, als Bretagne, hieß dies für einen Edelmann sich auf immer entehren,

und sich von dem ganzen Adel Verachtung zuziehen. In Bretagne aber war dafür gesorgt.

Bey der Gelegenheit, daß die Stände zu Rennes versammelt waren, gieng der Marquis, begleitet von seinen beyden Söhnen, zum Gerichtshofe, und nachdem er das Recht eines alten Gesetzes des Herzogthums für sich angeführet hatte, welches, wie er sagte, deswegen nicht weniger kräftig wäre, ob es gleich selten angerufen würde; so nahm er seinen Degen von der Seite, — da, sagte er, nimm ihn in getreue Verwahrung, bis bessere Zeiten mich in den Stand setzen, ihn wieder zu begehren. Der Präsident nahm den Degen des Marquis an — er blieb einige Minuten, um ihn in das Archiv seiner Familie gelegt zu sehen, und gieng weg.

Den folgenden Tag begab sich der Marquis mit allen den Seinigen auf ein Schif nach Martinique, und nach ohngefähr neunzehn oder zwanzig Jahren, eines glücklichen Fleisses im Handel, nebst einigen unverhoften Erbschaften von weitläuftigen Verwandten, kam er zurück, seinen Adel wieder zu fordern, und zu unterstützen.

Der Marquis trat mit seiner ganzen Familie in den Audienzsaal, führte seine Gemahlin; sein ältester Sohn hatte seine Schwester an der Hand; und der jüngste gieng an dem andern Ende der Linie, bey seiner Mutter. Er brachte zweymal sein Schnupftuch zum Gesichte. Es herrschte ein tiefes Stillschweigen. Als sich der Marquis dem Tribunale bis auf sechs Schritte genähert hatte, gab er der Marquisin seinen jüngsten Sohn, trat drey Schritte vor seiner Familie hervor, und

und forderte seinen Degen. Sein Degen ward ihm gegeben, und den Augenblick, da er ihn in die Hand bekommen hatte, zog er ihn fast ganz aus der Scheide. Es war das leuchtende Antlitz eines Freundes, den er einst für verlohren geachtet hatte. Er betrachtete ihn sehr aufmerksam, von dem Knopf bis an die Spitze, gleichsam um zu sehen, obs auch derselbe wäre — als er einen kleinen Rostflecken gewahr ward, der sich nicht weit von der Spitze angesetzt hatte, hielt er ihn näher vor die Augen, und als er sich mit dem Kopf darüber bückte, dünkte mich, eine Thräne auf die Stelle fallen zu sehen. Aus dem folgenden erhellet, daß ich mich nicht geirret.

„Ich werde schon, sagte er, ein ander Mittel finden, „ihn heraus zu bringen."

Als der Marquis dieses gesagt hatte, steckte er seinen Degen wieder in die Scheide, neigte sich gegen die, welche ihn aufbewahret hatten, und gieng mit seiner Gemahlin, und Tochter, und seinen beyden Söhnen, die ihm folgten, hinaus.

O, wie beneidete ich ihm seine Empfindungen!

* *
*

La Fleur, mein Bedienter, sagte mir, der Mann an der Treppe, nach welchen ich ihn geschicket hatte, sey ein Ritter vom heiligen Ludwigs Orden, welcher kleine Pasteten verkaufe. Er habe das in Gold gefaßte Kreutz, sagte er, an seinem rothen Band im Knopfloche hängen gesehen, er habe auch in den Korb gekuckt, und die Pastetchen gesehen, welche der Ritter verkaufe.

Ein solcher Unfall in dem Leben eines Mannes erregt eine bessere Empfindung, als Neugierde: ich konnte nicht umhin, ihn einige Zeit zu betrachten. — Je mehr ich ihn, sein Kreutz, und seinen Korb ansah, je stärker drückten sie sich in mein Gehirn. Ich gieng auf ihn zu.

Er hatte eine reine Schürze von Leinewand vor, die ihm bis unter die Knie gieng, mit einer Art von Latz, der ihm halb an die Brust reichte; über diesen hieng das Kreutz, doch so, daß es unter den Saum fiel. Sein Korb mit Pastetchen war mit einer weissen Serviette bedeckt; eine andere von derselben Gattung, war über den Boden gebreitet, und alles sah so nett und reinlich aus, daß man ihm seine Pastetchen eben so gut aus Appetit, als Gutherzigkeit abgekauft haben möchte.

Er bot sie aber keinem an; sondern stand damit ganz stille an der Ecke eines Pallastes, und verkaufte sie denen, welche sie unangerufen kaufen wollten.

Er war ohngefehr acht und vierzig Jahr alt, hatte einen gesetzten Blick, der sich ein wenig der Ernsthaftigkeit näherte. Mich nahm das nicht Wunder. Ich bat ihn, er möchte mir doch die Erscheinung erklären, die mein Gemüth bewegte.

Er erzählte mir also in wenig Worten, daß er seine beste Jahre im Kriegsdienste zugebracht, in welchem er, nachdem er sein kleines Vermögen dabey zugesetzt, eine Compagnie, und dabey das Kreutz erhalten hätte. Da aber beym letzten Friedensschluß sein Regiment eingegangen, und das ganze Corps, nebst verschiedenen von etlichen andern Regimentern, ohne Versorgung geblieben, so habe er sich in der weiten Welt, ohne

ohne Freunde, ohne Geld und in der That, sagte er, ohne das Geringste, bis auf dies, (hier zeigte er auf sein Kreutz), gefunden. Der arme Ritter erwarb sich mein Mitleiden, und er endigte den Auftritt damit, daß er meine Hochachtung dazu gewann.

Der König, sagte er, wäre der großmüthigste Prinz, aber seine Großmuth könnte weder allen helfen, noch jedweden belohnen, und es wäre bloß sein Unglück, daß er unter der Zahl sey. Er hätte ein kleines Weibchen, sagte er, die er liebte, welche die Pastetchen backte, und fügte hinzu, er hielte sichs für keine Schande, auf diese Art, sie und sich selbst vor dem äussersten Mangel zu schützen. Die Fürsehung müßte ihm denn eine bessere zeigen.

Es wäre unbarmherzig, dem edelmüthigen Leser zu verschweigen, daß die Geschichte des armen Ritters zuletzt vor des Königs Ohren gelanget war. Da dieser hörte, daß der Chevalier als ein braver Officier gedient habe, und von dem ganzen Regiment, als ein Mann von Ehre und Rechtschaffenheit hochgeschätzt worden sey: so legte er ihm seinen kleinen Handel, durch eine jährliche Pension von funfzehn hundert Livres.

* *
*

Wenn alles fertig, und jeder Artickel im Gasthofe bezankt und bezahlt ist, so bleibt (wofern man nicht durch den letzten Auftritt zu mürrisch geworden,) noch immer vor der Thüre etwas auszumachen übrig, ehe man in den Wagen kommen

kann; und das ist mit den Söhnen und Töchtern der Armuth, welche einen umringen. Niemand sage: „laßt sie an den Galgen gehen," — das ist ein sehr saurer Gang für etliche wenige Elende, und sie haben ohnedem Leiden genug gehabt. Ich halt' es immer für besser, etliche Sous oder Pfennige in die Hand zu nehmen; und ich möchte jedem feinen Passagier rathen, es eben so zu machen; er braucht nicht so genau aufzuschreiben, aus was Gründen, und wofür er sie ausgegeben, — es wird schon anderwärts zu Buche gebracht.

Was mich selbst betrift, so giebt kein Mensch so wenig, als ich; denn ich kenne fast niemand, der so wenig zu geben hätte; da dieses gleichwohl die erste öffentliche Handlung meiner Mildthätigkeit in Frankreich war, so schien sie mir desto merkwürdiger.

Wie wird das gehn? sagt' ich; ich habe nur acht Sous zu vergeben, hierbey rüttelte ich solche in der Hand, und davon wollen acht arme Männer, und acht arme Frauen was haben.

Ein armer zerlumpter Mann, der kein Hemde auf dem Leibe hatte, ließ seinen Anspruch dadurch fahren, daß er sich zwey Schritte aus dem Zirkel zurück zog, und durch einen Bückling zu verstehen gab, daß er für sich nichts verlange. Hätte das ganze Parterre einstimmig geschrien, place aux Dames, so hätte es das Gefühl der Achtung für das zärtere Geschlecht, nicht mit solcher Würkung ausgedrückt.

Gerechter Himmel! aus was für weisen Ursachen hast du es so geordnet, daß Bettelarmuth und gesittete Lebensart, welche

welche in andern Ländern so weit getrennt sind, hier den Weg ausfündig gemacht haben, in einer Hütte beysammen zu wohnen.

Ich bestand darauf, daß er einen Sous zum Geschenke annehmen möchte, bloß seiner Politesse wegen.

Ein armer, kleiner, lebhafter Knirps von Kerl, der gegen mir über im Kreise stand, zog, indem er erst etwas unter den Arm nahm, das ehedem ein Hut gewesen war, seine Dose aus der Tasche, und bot ganz freygebig zu beyden Seiten eine Priese herum. Es war eine kleine Gabe, und wurde mit Bescheidenheit abgelehnt. Das arme kleine Männchen nöthigte sie mit einem gutherzigen Kopfnicken — prenez-en, sagt' er, und sah anderwärts hin; also nahm ein jeder. Jammer, wenn deine Dose jemals leer seyn sollte! sagte ich bey mir selbst, und drückte ein Paar Sous hinein, indem ich eine kleine Priese heraus nahm, um dadurch den Werth der Gabe zu erhöhen. Er fühlte das Gewicht der zweyten Verbindlichkeit stärker, als der ersten — dadurch erzeigte ich ihm eine Ehre, — durch das erste bloß eine Wohlthat, — — und er machte mir dafür einen Bückling bis zur Erden.

Da! sagt' ich zu einem alten Soldaten mit einer Hand, den die vielen Feldzüge völlig abgemergelt hatten, und der nun verabschiedet war, da hat er ein Paar Sous. — Vive le Roi! sagte der alte Soldat.

Jetzt hatte ich nur noch drey Sous übrig: einen gab ich bloß pour l'amour de Dieu weg, denn auf diese Art bat sie es.

Das

Das arme Weib hatte eine verrenkte Hüfte, also konnte es wohl nicht gut aus andern Gründen seyn.

Mon cher & très charitable Monsieur! — Dem widerstehe wer da kann! sagt' ich.

Mylord Anglois! — Der blosse Schall ist das Geld werth; also gab ich meinen letzten Sous dafür hin.

Aber in der Hitze des Gebens hatte ich einen pauvre honteux übersehen, der niemand hatte für ihn um einen Sous zu bitten, und der, wie ich dachte, lieber verhungert wäre, als daß er selbst hätte ansprechen sollen. Er stand bey der Chaise ein wenig ausser dem Kreise, und wischte eine Thräne von einem Gesichte, das, nach meiner Meinung bessre Tage gesehen hatte. — Gütiger Gott! sagt' ich. Und ich habe nicht einen einzigen Sous mehr übrig, den ich ihm geben könnte. — Aber du hast ja Tausende! schrie in mir die Natur mit allen Stimmen, und so gab ich ihm, es thut nichts, was — itzt schäme ich mich zu sagen, wie viel, damals schämte ich mich zu denken, wie wenig. Wenn also der Leser sich ohngefähr einen Begrif von meiner Disposition machen kann, so mag er, da ich ihm diese zwey feste Punkte angegeben habe, auf eine oder zwey Livres nach, urtheilen, wie viel es eigentlich gewesen.

Den übrigen konnte ich nichts geben, als ein Dieu vous benisse. — Et le bon Dieu vous benisse encore, sagte der alte Soldat, der Zwerg, u. s. w. Der pauvre honteux konnte nichts hervorbringen. — Er zog ein kleines Schnupftuch

heraus

heraus, und wischte die Augen, wie er sich weg wandte; und ich dachte, er dankte mir mehr als alle Uebrigen.

* * *

Unter Friedrich Wilhelm bekam der Preußische Staat 1713 eine ganz andere Gestalt. Der Hofstaat bekam den Abschied, und die grossen Besoldungen wurden eingeschränket. Viele Personen, die sonst Kutschen gehalten hatten, giengen zu Fuße. Daher pflegte man gemeiniglich zu sagen, der König hätte den Lahmen den Gebrauch der Füße wiedergegeben. Unter Friedrich dem ersten, war Berlin das nordliche Athen. Unter Friedrich Wilhelm wurde es Sparta. Die ganze Regierung war kriegerisch. Es wurden neue Kriegesvölker geworben, und in der ersten Hitze machte man einige Künstler zu Soldaten. Die übrigen wurden dadurch in Schrecken gesetzet, und nahmen zum Theil die Flucht. Durch diesen unvermutheten Zufall erlitten die Manufacturen einen neuen, und beträchtlichen Schaden. Der König half diesen Mißbräuchen schleunig ab, und bestrebte sich mit einer sonderbaren Sorgfalt, die Manufacturen wieder herzustellen, und sie zu befördern. Er verbot, durch einen strengen Befehl, die Ausführung unserer Wolle. Er errichtete 1714 das Lagerhaus, oder eine Vorrathskammer, woraus denen armen Handwerksleuten Wolle vorgestreckt wird, welche sie hernach, wenn sie etwas verdienen, wieder erstatten. Unsere Tücher fanden bey der Armee, welche alle Jahr neu gekleidet wurde, einen gewissen Abgang, und wurden auch auswärts verkauft. Im Jahr 1725 wurde die Rußische Handlungsgesellschaft errich-

tet; und die Brandenburgischen Kaufleute lieferten für alle Rußische Völker Tücher. Allein, da die Englischen Guineen nach Moscau kamen, so folgten darauf in kurzem auch Englische Tücher, und also nahm die Preußische Handlung ein Ende. Anfangs litten die Manufacturen darunter, es fanden sich aber nachgehends andere Wege. Die Arbeiter reichten mit der Wolle des Landes nicht mehr zu, und man gestattete daher denen Mecklenburgern, ihre Wolle zu verkaufen. Seit dem Jahr 1733 waren die Manufacturen in einem so blühenden Zustande, daß sie vier und vierzig tausend Stücke Tuch, wovon jegliches vier und zwanzig Ellen hält, auswärts verkauften.

Berlin war gleichsam ein Vorrathshaus des Mars. Alle Arbeiter, die bey einer Armee gebraucht werden konnten, fanden daselbst ihr Glück, und ihre Arbeiten wurden in ganz Teutschland gesuchet. Zu Berlin legte man Pulvermühlen an; zu Spandau hatte man Schwerdtfeger; zu Potsdam Waffenschmiede; und zu Neustadt Eisen- und Kupfer-Hämmer.

Der König bewilligte allen denjenigen Freyheiten, und Belohnungen, die sich in den Städten seiner Herrschaft niederlassen würden. Er fügte zu seiner Hauptstadt die ganze Friedrichstadt, und erfüllte diejenigen Plätze mit Häusern, welche zuvor der alte Wall eingenommen hatte. Er bauete die Stadt Potsdam, und brachte Einwohner dahin: er bauete nicht das geringste für sich selbst, sondern alles für seine Unterthanen. In den unter seiner Regierung aufgeführten Gebäuden findet man durchgängig einen Holländischen Geschmack,

schmack, der sich in die damalige Baukunst mit eingeschlichen hatte. Es wäre zu wünschen, daß das viele Geld, welches dieser Fürst auf Gebäude wendete, geschicktern Bauleuten in die Hände wäre gegeben worden. Er hatte das Schicksal aller Erbauer der Städte, welche nur von der Gründlichkeit ihres Entwurfs eingenommen, größtentheils dasjenige versäumen, wodurch sie mit eben den Kosten, noch mehr hätten verschönert, und gezieret werden können.

Berlin erhielt nach seiner Vergrösserung neue bürgerliche Gesetze, fast eben auf dem Fuß, wie Paris. Man setzte in alle Viertel der Stadt Policeyverwalter. Zu gleicher Zeit, wurde der Gebrauch der Lehnkutschen eingeführt. Man säuberte die Stadt von solchen Müßiggängern, die sich durch unverschämtes Betteln ernähren. Die unglücklichen Gegenstände unseres Widerwillens, gegen welche sich die Natur bloß als eine Stiefmutter erzeiget hat, fanden eine Zuflucht in den öffentlichen Spitälern.

Indem alle diese Veränderungen geschahen, verschwanden die Schwelgerey, die Pracht, und die Lustbarkeiten. Der Geist der Sparsamkeit zog in alle Stände ein, sowohl bey den Reichen, als bey den Armen. Unter den vorhergehenden Regierungen verkauften viele Edelleute ihre Güther, um sich reiche Stoffe und Tressen anzuschaffen. Dieser Mißbrauch nahm nunmehr ein Ende. In den meisten Preußischen Staaten haben die Edelleute, um ihre Familien zu unterstützen, eine gute Haushaltung nöthig, indem das Recht der Erstgeburth alda nicht statt findet; und weil die Väter, die viel Kin-

der zu versorgen haben, denjenigen, die nach ihrem Tode ihr Haus in neue Aeste theilen, nur durch dasjenige, was sie ersparen, ein standesmäßiges Auskommen verschaffen können.

Durch diese Verminderung des Aufwandes im Volke, wurden aber dennoch so viele Künstler nicht gehindert, sich immer vollkomner zu machen. Die hier verfertigten Kutschen, Tressen, Gold- und Silber-Geschirre, wurden durch ganz Teutschland verführet.

Dieses aber war dabey bewundernswürdig, daß man, unter so nützlichen und grossen Einrichtungen, die Academie der Wissenschaften, die hohen Schulen, die freyen Künste, und die Handlung in einen gänzlichen Verfall gerathen ließ.

Sprüche, Sprüchwörter.

Die Hölle ist voll guter Meynungen.

Es ist eine grosse Kunst, keine Kunst gebrauchen.

Eigne Kost ist besten Kaufs.

Gefällt es Gott, daß dein Haus brenne, so trage es geduldig, und wärme dich dabey.

Grosse Herren bedienen sich ihrer Freunde, wie die Baumeister der Gerüste, die sie nach vollführtem Bau wieder übern Haufen werfen.

Vorsichtigkeit befreyet von Sorgen.

Eine Lügen schleppt zehn andere nach sich.

Alles wissen ist so viel, als nichts wissen.

Der Hund wedelt mit dem Schwanze, nicht vor dir, sondern vor dem Brode.

Höf-

Höflichkeit ist ein geringer Aufwand, grosse Sachen zu erhalten.

Reden ohne denken, ist schiessen ohne zielen.

Wer ruhen will, muß zuvor arbeiten.

Ein guter Rath ist besser, als hundert Hände.

Wer sich vor allem fürchtet, strauchelt auch über seinen eignen Schatten.

Der reichste ist der an Begierden ärmste.

Wenn das Wort heraus ist, so ist es eines andern.

Ein Fehler, den man erkennet, ist schon halb verbessert.

Ein Plauderer hat immer Feinde.

Ein Mann ohne Entschliessung ist, wie ein Schiff ohne Ruder.

Nur derjenige ist glücklich, der seine Glückseligkeit einsieht.

Ein verständiger Sklav ist besser, als ein dummer Kaiser.

Ein weiser Feind ist besser, als ein dummer Freund.

Wer bald ja sagt, sagt auch bald nein.

Das Laster straft sich selbst.

Hast du Reichthum gefunden, so hast du deine Ruhe verlohren.

Das Herz macht groß, nnd klein.

Verschwendete Zeit ist Daseyn, gebrauchte Zeit ist Leben.

Der Weise ist viel zu glücklich, zu hüpfen, und zu springen; er ist ruhig und heiter.

Des Zephyrs kühlender Hauch ist für die Gesundheit der Natur nicht wohlthätiger, als reinigende Stürme.

Hundert Jahre unrecht, ist keine Stunde recht.

Lügen haben kurze Beine.

Kunst isset kein Brod.

Lesen, und nicht verstehn, ist halb müssig gehn.

Schaden macht klug, aber zu spät.

Einem Trunknen muß man, mit einem Fuder Heu, aus dem Wege fahren.

Trunken gestohlen, nüchtern gehangen.

Durch jeden Sinn strömt Freude
In weiser Menschen Brust.
Nach überstandnem Leide
Folgt allzeit größre Lust.

Gesetze.

Saleucus gebot, daß niemand, außer ein Betrunkener, sich von mehr als einem Bedienten begleiten laßen sollte.

Bey den Babyloniern war ein Gesetz, vermöge welches kein Vater seine Kinder verheyrathen durfte, sondern der König, und seine Beamten thaten es, damit niemand, bloß der Bequemlichkeit wegen, unverheyrathet bleiben möchte.

Bey den Persern konnte man einander, wegen des Lasters des Undankes, vor Gericht belangen; und der Verurtheilte wurde sehr hart bestraft.

Ein Gesetz war auch bey diesem Volke, daß, wenn einer auf Leben und Tod angeklagt ward, sein ganzes voriges Leben in Betrachtung gezogen wurde. Erst, wenn dieses verwerflich befunden war, konnte ein Todesurtheil gesprochen werden.

Wie viel Edelmuth, und Güte muß bey einem Volke seyn, wenn man, wie Artaxerxes bey den Persern zum Gesetz machen

machen kann, daß man den Verurtheilten die Kopfbinden anstatt der Köpfe, und die Ohrenschnüre anstatt der Ohren abschneiden, und die Kleider anstatt des Rückens geisseln solle.

Solon erklärte einen Sohn von aller Verpflichtung gegen seinen Vater frey, wenn dieser ihn nicht einen ordentlichen Beruf hatte lernen lassen.

Wer dreymal nach einander des Müßiggangs überführt worden, war nach seinen Gesetzen ehrlos.

Wer sein väterliches Vermögen verschwendet hatte, war ehrlos.

Paradoxen.

Aus einem Cubikzoll entzündeten Stückpulvers, entwikkeln sich an tausend Zoll Luft.

Ein Loth Pulver kann eine Bombe, die einhundert und zwanzig Pfund wiegt, auf eine Höhe von fünf bis sechs Fuß, und auf eine Weite von zwanzig Fuß werfen; und noch geht durch das Zündloch, und neben der Bombe viele Kraft unwirksam verlohren.

Ein Gran Moschus kann zwanzig Jahr lang einen Raum mit merklichem Geruche erfüllen; ohnerachtet die Luft alle Tage abgeändert wird.

Eine Masse von Teufelsdreck verlohr in sechs Tagen in freyer Luft ein achttheil Gran von ihrem Gewichte, daher berechnete man, daß die Größe eines jeden Theilchens kleiner als acht und dreyßig Trilliontheilchen eines Cubikfußes gewesen.

Fleisch, welches so lange schon in Verwesung übergegangen, daß es stinkt, und von einander fällt, kann durch die fixe Luft, die der Chemiker hervorbringt, wieder frisch und schmackhaft gemacht werden.

Muschenbroeck berechnet, daß ein Lichtstrahl fünftausend Billionen mahl feiner sey, als ein Menschenhaar.

Das Licht kommt in acht Minuten und dreyzehn Secunden Zeit von der Sonne, auf unsere Erde; durchläuft also in dieser Zeit zwanzig Millionen und vierzig tausend Meilen.

Um von den Fixsternen, auf dem nächsten Wege, zu uns zu gelangen, braucht das Licht über drey Jahre Zeit.

Einige Fixsterne sind so weit von der Erde entfernt, daß eine Kanonenkugel, die mit immer gleicher Geschwindigkeit forteilte, den Weg von der Erde bis dahin nicht in zehn Millionen Jahren endigen würde.

Es giebt also vermuthlich Fixsterne, von denen das Licht in den vier bis fünf tausend Jahren, so lange Menschen auf den Himmel haben acht geben können, noch immer erst unter Weges ist, und unsere Augen noch nicht hat erreichen können.

Unter der Linie, wo die Bewegung der Erde um ihre Axe am geschwindesten ist, wird jeder Körper, der auf der Oberfläche sich findet, in einer Minute über zwey Meilen fortbewegt.

Die Erde wird mit solcher Geschwindigkeit auf ihrem Wege um die Sonne geführet, daß sie bey ihrem mitlern Ab-

stande von der Sonne zu einhundert sieben und vierzig Meilen in einer Minute hinansteigt.

In zwanzig Pfund Erde können ungefähr viertausend ungleiche Pflanzen wachsen, wovon man ungleiche Salze und Oele, von jedem eine Unze ungefähr erhält. Wenn die Erde diese Materien mittheilte, würde man also aus zwanzig Pfund Erde zweyhundert und funfzig Pfund erhalten, welches unmöglich ist.

Eine grosse Sonnenblume giebt bey Tage in zwölf Stunden in unsichtbarem Dunst sechzig Loth weg, und nur sechs Loth in einer trocknen Nacht, wo kein Thau fällt.

Daß das Sonnenlicht nicht allein zur Farbe der Pflanzen, sondern auch zu ihrem Gedeien nöthig sey, ersieht man genugsam daraus, weil diejenigen, welche im Dunkeln wachsen, sehr klein, weiß und durchsichtig werden, wenn ihnen gleich weder Nahrung, noch Luft und Wärme fehlt. Wenn sie denn dem Sonnenschein ausgesetzt werden; so erhalten sie in einem Tage ihre Farbe; da andere ungeändert bleiben, wenn bloß Papier, welches doch die Sonnenwärme gewiß nicht abhalten konnte, sie von dem Lichte trennet.

Der größte Diamant, wovon man Nachricht hat, ist aus Brasilien von 1680 Karat, welches ohngefähr drey und zwanzig Loth am Gewicht ist. Er ist im Besitz des Königs von Portugall, und wird auf vierhundert neun und siebzig Millionen Ducaten geschätzt.

Man

Man hat versucht, die äussersten Enden eines Nerven zu messen, und hat gefunden, daß unter andern eine Nervenfaser der Netzhaut im Auge, um zwey und dreyßigtausend vierhundertmal feiner sey, als ein Haar. Bey kleinern Thieren aber ist eine solche Nervenfaser wohl um eine Million hundert und sechs und sechzig tausend vierhundertmal feiner, als ein Haar befunden worden.

Ende des dritten Theils.

Man hat versucht, die äussersten Enden eines Nerven zu messen, und hat gefunden, daß unter andern eine Nervenfaser der Netzhaut im Auge, um zwey und dreyßigtausend vierhundertmal feiner sey, als ein Haar. Bey kleinern Thieren aber ist eine solche Nervenfaser wohl um eine Million hundert und sechs und sechzig tausend vierhundertmal feiner, als ein Haar befunden worden.

Ende des dritten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sulzer, Johann Georg, 1720-1779

Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens Zum Gebrauch einiger Klassen des Königl. Joachimsthalischen Gymnasium

Bd.: 3

Berlin 1781

Paed.pr. 3884-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11020600-5
VD18 90657705